P. o. germ. 2054 l

1/3748/10

<36603732230014

<36603732230014

Bayer. Staatsbibliothek

Abendstunden,

herausgegeben

von

Dr. Franz Theremin.

Berlin, 1833.
Verlag von Duncker und Humblot.

Td(69|338

Bayerische
Staatsbibliothek
München

An den Leser.

Für die kleinen Aufsätze, die ich hier unter dem Titel: Abendstunden zusammenfasse, muß ich die Nachsicht des Lesers um so mehr in Anspruch nehmen, da persönliches Gefühl, eigenthümliche Ansicht, selbst Laune, in einigen derselben vielleicht mehr als billig gewaltet haben.

Ich würde nicht wagen sie herauszugeben, wenn ich nicht hoffte, daß auch nach Absonderung dessen, was der Eigenthümlichkeit der Form angehört, et=

was allgemein Lehrreiches und vielleicht Erbauliches übrig bleiben würde.

Wenn ich mich in meiner Ansicht über die mystische Theologie geirrt habe — wie es bei einem Gegenstande über den so weniges feststeht, leicht möglich ist — so werde ich mich freuen eines bessern belehrt zu werden.

Fr. Theremin.

Der Kirchhof.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Inschrift.

Der Christen irdisch Theil, in Hoffnung ausgesäet,
Erwartet hier den Tag, wo alles Fleisch erstehet.
Den heil'gen Ort entweih' nie eines Frevlers Spur;
Wer selbst der Sünde starb, komm zu den Todten nur.

Stimmen der Lebenden.

I.

Wie das Wasser sich kräuselt,
Und die Woge sich hebt;
Wie der Eichenwald säuselt,
Und vom Sturmwind erbebt:
So faßt auch ein Schauer,
Ein Beben mich an.
Der Ort ist voll Trauer,
Doch muß ich ihm nah'n.

II.

Sieh! welche lachende, liebliche Räume,
Grünender Rasen, blühende Bäume,
Jegliches Grab ein Blumenbeet.
Unten die modernden Todten-Grüfte,
Oben die schmeichelnden Frühlingslüfte
Von dem Dufte der Rosen durchweht.

Dürfte man wohl die Verwesung schmücken,
Dürfte von Gräbern man Blumen pflücken,
Wenn in dem Tode nur wäre der Tod?
Aber weil in dem Tod ist das Leben
Dürfen aus Gräbern sich Blumen erheben,
Wie aus Nächten das Morgenroth.

III.

Was willst du mir sagen
Mit deinen Zweigen,
Die sich lieblich neigen
Bei der Winde Schweigen,
Du alter Baum an meines Vaters Ruhestätte?
Ich hab' hier lang' verweilet im Gebete,
Mein Herz war ganz zu Gott gekehrt.
Willst du mir sagen
Mit deinen Zweigen,
Die sich lieblich neigen
Bei der Winde Schweigen,
Willst du mir sagen, ich sey erhört?

IV.

Wo Du, o Theure, hienieden gewaltet,
Strahlte dem Herzen ein glänzender Stern;
Waren die Schätze der Anmuth entfaltet,
Und wo Du weiltest, da weilte man gern.

Wo Du jetzt wandelst am Strome des Lebens,
Schön ist es dort in dem himmlischen Haus!
Ach! es zu denken sinn' ich vergebens,
Nimmer wohl denk' ich und sinn' ich es aus.

Aber auch hier, wo die sterbliche Hülle
Schläft in des Grabes schützender Hut,
Sey durch der Blumen lebendige Fülle
Lieblich der Ort, wo die Liebliche ruht.

Siehe! schon wehen die laueren Winde.
Erstlingsgeburten im frühesten Jahr,
Veilchen und Crocus, Schneeglöckchen, geschwinde,
Bringt ihr die kindliche Huldigung dar.

Blühe, Päonie, Mandel, Syringe,
Wachse, du wilder, rankender Wein;
Du mit den duftenden Blüthen umschlinge,
Geißblatt, des Grabes ragenden Stein.

Pranget, ihr Rosen, der Junius glühet,
Bis dieser Ort einem Persien gleicht.
Roth, wie die rothen, hat einst sie geblühet,
Weiß, wie die weißen, ist dann sie erbleicht.

Blumen, die hier Deinen Hügel umwanken,
Blühn und verblühen und blühen aufs neu';
Also des trauernden Herzens Gedanken,
Kommen und wechseln, und bleiben Dir treu.

Und wie der Blumen duftendes Leben
Hier Deines Grabes Rasen umhüllt,
So von dem Duft der Erinn'rung umgeben,
Ruht in den Tiefen der Seele Dein Bild.

V.

Sah ich die Spur des Winters sonst verschwinden,
Den Frühling niederthaun mit seinem Segen,
Kam mir ein Wehn der lauen Luft entgegen
Von heitern Höh'n und neu bewachsnen Gründen:

Dann fühlt ich auch mein Inn'res sich entzünden,
Und was sonst starr und todt in mir gelegen
Begann aufs neu' lebendig sich zu regen,
Und trieb mich, es in Worten zu verkünden.

Woher, Begeistrung, weht mir jetzt dein Flügel,
Da mich kein Zeitenwechsel mehr berühret
Und unbeachtet sich die Monde wandeln?

Er weht herab von diesem Grabeshügel
Zu welchem oft mich Schmerz und Liebe führet;
Hier lern ich alles: denken, reden, handeln.

VI.

Wozu des Amtes Pflichten mich verbanden,
Das hab' ich oft erfüllt am Bett der Kranken,
Und habe sie ermahnet nicht zu wanken,
Im Glauben an den Herrn, der auferstanden.

Da sah ich oft, wie Angst und Leiden schwanden
Vor freudenreichen, himmlischen Gedanken,
Und wie ihr Blick noch strebte mir zu danken,
Wenn schon die Lippen keine Worte fanden.

Ihr wollt mir danken? Wohl, hört meine Bitte!
Die ihr im Herrn gestorben seyd, ihr Todten,
Und jetzt dort oben wallt im Strahlenscheine:

Wann ihr sie findet in der Sel'gen Mitte,
So seyd der Liebe und der Treue Boten;
Und sagt ihr, daß ich immer um sie weine.

VII.

O Du die einging zu des Himmels Thoren,
Und selig schauet Gottes Angesicht,
Mit Deinem Tod starb meine Liebe nicht,
Sie ward in Deinem Tode neu geboren.

Zum neuen Bunde hab' ich Dich erkoren
Da unsers ersten Bundes Kette bricht,
Aufs neue schwur ich Dir der Treue Pflicht
Am dunkeln Tage da ich Dich verloren.

Du gehst mit mir, wie sonst, auf meinem Pfade;
Aus Deinem Mund vernehm ich, wenn ich leide
Den süßen Ton, den meine Seele kennet.

Und wenn ich einst durch meines Heilands Gnade
Dich wiederseh im Schooß der ewgen Freude,
Sprech ich zu Dir: Wir waren nie getrennet.

VIII.

Du magst in Deines Himmels sel'gen Hallen,
Oft forschen nach dem Ziel von meinen Tagen,
Und mit den Blicken treuer Liebe fragen:
„Wird er nicht bald hier Oben mit uns wallen?

Wem einer solchen Trennung Loos gefallen,
Muß dem der Gram nicht an dem Leben nagen?
Und wer es unerschüttert kann ertragen,
Wie darf der noch von seinem Schmerze lallen?"

Du weißt, o Theure, es geziemt dem Frommen,
Auch leidend zu verehren Gottes Willen,
Daß er die ew'ge Wohnung mög' ererben.

Ist aber meines Leidens Ziel gekommen,
Dann werd' ich froh des Himmels Rath erfüllen,
Und lebt' ich gern, doch noch viel lieber sterben.

IX.

Daß, wenn der Glockenhammer Zwölf geschlagen,
Die Todten aus den Grüften sich erheben,
Und graunvoll die Verwegenen umschweben,
Die ihre Ruhstatt zu betreten wagen:

Die alte Mähr, in meiner Kindheit Tagen
Vernahm ich oft mit Grausen und mit Beben.
In dunkler Nacht, von Grüften rings umgeben,
Kann ich jetzt prüfen jene alten Sagen.

Welch Flüstern? Horch! Es war des Windes Wehen.
Welch Schimmern? Sieh! Es war ein Sterngefunkel.
Nichts regt sich unter diesen Rasendecken.

Doch kämest Du aus Deines Himmels Höhen,
Mit mir zu reden in der Nächte Dunkel:
So glaube nur, ich würde nicht erschrecken.

X.

Auf diesen Räumen liegt ein nächtlich Dunkel,
Zu denen einsam jetzt mein Fuß sich lenkt;
Nur durch der Sterne spärliches Gefunkel
Wird meinem Gang ein mattes Licht geschenkt.
Kreuz ist an Kreuz, und Stein an Stein gedrängt,
Die rings umher in bleichem Schimmer glänzen;
Aus dieses Ortes schauervollen Grenzen
Ist alles, was da lebet, längst entflohn;
Wer jetzt zu Todten kommt, starb selber schon.

Geliebte Todte, Du wirst mich begleiten,
Du wirst hier mit mir wandeln Hand in Hand,
Du, die in frühern, längst vergangnen Zeiten
So lebensfroh an meiner Seite stand.
Des kurzen Glückes süßer Traum verschwand.
Doch wieder sind wir, so wie sonst, verbunden
In diesen dunkeln, schauervollen Stunden,
Wo zu dem Grabe, das uns einmal schied,
Um Dich zu finden, meine Seele flieht.

Wir wandelten ja früher auch zusammen,
Und sahen Wald und Flur in Frühlingspracht.
Wir sah'n am Himmel glühn die hellen Flammen,
Vom Morgen oder Abend angefacht.
Jetzt sitzen wir vereint in finstrer Nacht,
Um noch manch liebend Wechselwort zu tauschen,
Hier, wo die dunkeln Thränenweiden rauschen,
Und wo mir, bei der Sterne mattem Schein,
Dein Name schimmert von dem Leichenstein.

Stimmen der Todten.

1.

O Leben, lebe wohl! Du bist ein Tod zu nennen,
Und jetzo wo ich starb, werd' ich erst leben können.

2.

O Erde, lebe wohl! Es senkt mein froher Blick
Sich dankbar noch zu dir aus diesen Höhn zurück.
Auf dir ward ja der Grund zu meinem Heil gelegt,
Und das ward mir geschenkt was mich zum Him-
mel trägt.

3.

Spät hab' ich Dich — allein ich habe Dich erkannt.
Wohl mir! Aus Deinem Reich werd' ich jetzt nicht
verbannt.

4.

Als Du dort unten riefst, hört' ich Dich, Lebensfürst.
Drum hoff' ich daß Du hier mich wieder rufen wirst.

5.

Was ich so lang' gesucht und nimmer doch gefunden
Das fand ich endlich ganz in meines Heilands Wunden.

6.

So vieles litt ich einst, was mir so schwer gedäucht:
Doch ohne dieses Leid, wo wär' ich jetzt vielleicht?

7.

Der mich unsichtbar stets geführt an treuer Hand
Der war der erste auch den ich im Himmel fand.
Nicht fragt' ich, wer es sey; denn meines Herzens Brennen
Sprach: dieses ist der Herr, und ließ mich ihn erkennen.

8.

Ich kam ein zartes Kind von meiner Mutter Brust,
Doch wer der Heiland sey, hab' ich sogleich gewußt.

9.

Ich hatte viel gehofft: mein Glauben und mein Hoffen
Wie überschwänglich ist es jetzo übertroffen!
Ich hatte viel geforscht und Viele drum befragt,
Allein sie hatten nicht die Hälfte mir gesagt.

10.

An jenem theuren Grab saß ich oft Stunden lang,
Dort ward dem Herzen wohl, schlug es auch noch so bang.
Auch jetzo blick' ich gern auf jenen Ort hinab,
Denn wo ich lebend saß, erhebt sich auch mein Grab.

11.

Von hier schaut' ich herab, und sieh! ein Trauerzug!
Was war es? Mein Gebein, das man zum Grabe trug.

12.

Die Lettern sind verwischt auf meines Grabes Stein.
Der Todten Denkmal kann nicht unvergänglich seyn.

13.

Es denken eurer oft, Ihr Lebenden! die Todten,
Und mancher stille Gruß wird euch von hier entboten.
Allein nur der vernimmt den zarten Geisterlaut
Der in sein Herz hinein und auf zum Himmel schaut.

14.

Ihr sprecht: Wir sind getrennt! Wie könnten wir es werden,
Da Einer nur regiert im Himmel und auf Erden.
In Christo sind wir Eins. Wir schaun sein Angesicht;
Ihr aber glaubt an ihn; wie? oder glaubt ihr nicht?

15.

Du hast mich einst geliebt, und hast mich bald vergessen;

Und willst nun mein Gefühl nach deiner Schwachheit messen?
Nein, wisse daß im Tod die Liebe nicht entflieht,
Und daß sie mächt'ger nur in Gottes Liebe glüht.

16.

Wenn du mich liebst, sey nicht um meinen Tod betrübt,
Er führte mich ja nur zu Dem den ich geliebt.

17.

Ich kehre nicht zu Euch, das ist Euch wohl bewußt,
Doch ihr kommt bald zu mir, und theilet meine Lust.

18.

O könntet Ihr es sehn, nur einen Augenblick,
Dies ew'ge Vaterhaus, dies namenlose Glück,
Die Freud' und Herrlichkeit, die folgt auf Leid und Schmach,
Ihr ließet Alles stehn, und folgtet Christo nach.

Stimmen der Lebenden.

I.

Mein armes Herz, was haben wir gewonnen,
Weil Jahre lang von Schmerzen wir gelebet?
Welch' wahres Gut ward schon von uns erstrebet,
Und welches Werk des Heiles ward begonnen?

Des Lebens kurze Zeit ist bald zerronnen,
Sey es von Trauer oder Lust gewebet;
Und wenn der ewige Richter sich erhebet,
Fragt er nach Schmerzen nicht, und nicht nach Wonnen;

Er fragt nur, ob, den Blick gewandt nach Oben,
Wir treu gemieden der Versuchung Netze,
Um auf dem Weg des Lebens fortzueilen.

Wohlan, mein Herz, zum Himmel sey erhoben!
Im Himmel sind ja unsere liebsten Schätze;
Wie solltest Du nicht auch im Himmel weilen?

II.

Ich sah Dich in dem Himmelsgarten stehn,
Mit vollen Händen ew'ge Blumen pflücken,
Von Oben liebreich auf mich niederblicken,
Und sie mir senden in der Lüfte Weh'n.

O wie ist doch ihr Farbenglanz so schön;
O wie mich ihre Düfte süß erquicken!
Tief in mein Herz hinein will ich sie drücken,
Daß sie dort blühn, und niemals untergehn.

Die Blumen sind ein heiliges Verlangen,
Ein froher Muth, unwandelbare Treue,
Und Deiner Liebe lebend Angedenken.

Ach für der Blumen schnell verwelktes Prangen,
Die ich an Deinem Grabe stets erneue,
Willst Du mir solche Himmelsblüthen schenken?

III.

Auf allen Gräbern thronet das Vergessen,
Das stumm den Finger an die Lippen drücket,
Das alle Blumen von dem Rasen pflücket,
Und welken läßt die trauernden Cypressen.

Ihr meinet, daß um Euch noch Thränen flössen,
Daß Die noch weinten, die Ihr sonst beglücket?
Ihr irrt, Ihr Todten! Neue Lieb' entzücket
Die schwachen Herzen, die Ihr einst besessen.

Wohlan, so laßt uns schweigen von den Todten!
Ein Todter aber hat uns Heil erworben,
Und dessen Name müsse stets erschallen.

Allein auch hier wird Schweigen uns geboten.
Vergessen ist ein Jeder der gestorben,
Und Er ist der Vergessenste von Allen.

XIV.

Zu stehn auf Bergen in dem Glanz der Sonnen,
Zu wandeln in dem Dämmerlicht der Haine,
Zu wachen bei der Lampe nächt'gem Scheine,
Und schöpfen aus der Wahrheit tiefem Bronnen;

Dem Freunde, wenn Noth und Gefahr zerronnen,
Die Kunde bringen, daß er nicht mehr weine;
Im Vaterhaus, im traulichen Vereine
Zu fühlen neu die lang entbehrten Wonnen:

Schön ist es! – Doch das Schönste das empfunden
Mag werden auf des Glückes hellstem Pfade,
Bei reinem Sinn, und tadellosem Streben —

Es ist wie Dämmrung vor dem Licht verschwunden,
Wenn Jesus auf uns senkt den Blick der Gnade,
Und zu der Seele spricht: Dir ist vergeben.

XV.

Wenn früh am Morgen schmettert die Drommete,
Dann rafft sich auf der Krieger in dem Heere,
Und rüstet sich, daß er die Bahn der Ehre
In dem Gewühl des heißen Kampfs betrete.

Wie manchem wird, bis zu des Abends Röthe
Die Hand ermatten durch der Waffen Schwere,
Wie mancher hofft, daß er als Sieger kehre,
Und bleibt erschlagen auf des Kampfes Stätte.

Wann aber wird am letzten großen Tage
Erschallen die Posaun' im Wundertone,
Daß auferstehn des Lammes fromme Krieger:

Vorbei ist dann die Arbeit und die Plage,
Vorbei der Kampf; es winkt die Palmenkrone;
So viel erwarb der Eine große Sieger!

XVI.

Haben wir Dich in den finsteren Stunden,
Dich in der Trübsal dunkelster Nacht,
Dich bei den Gräbern der Todten gefunden:
Dann hat das Leiden uns Segen gebracht.

Schöner, o Herr, ist Dein freundliches Glänzen,
Göttliche Sonne der geistigen Welt,
Schöner als die, so die östlichen Grenzen
Jetzt mit der strahlenden Fackel erhellt.

Wie jetzt des Schleiers wehende Säume
Faltet die Nacht zum eilenden Fliehn;
Wie jetzt die ängstlich flatternden Träume
Schnell sich dem Lichte des Tages entziehn:

Also, wenn Deine Strahlen uns wecken,
Schwindet der Gram der die Herzen gebeugt;
Schwinden des Todes gewaltige Schrecken,
Und der schwer lastende Kummer entweicht.

Führe uns jetzt auch, als treuer Begleiter,
Wieder, o Herr, in das Leben hinein.
Sey uns in Kämpfen ein helfender Streiter,
Sey uns in Nächten ein tröstender Schein.

Mit Dir ist jeglicher Ruhm zu erschwingen,
Mit Dir bringt Segen uns jegliche Noth;
Mit Dir ist stets triumphirend das Ringen,
Heilig das Leben, und selig der Tod.

Wenn uns der Schatten des Todes umdunkelt,
Schaun wir plötzlich Dein leuchtend Panier;
Folgen, von ewigen Strahlen umfunkelt,
Und wo Du weilest, da weilen auch wir.

Hast Du des brennenden Herzens Verlangen
Ganz durch Dein seliges Schauen gestillt:
Laß uns denn auch die Geliebten umfangen,
Die uns einst sterbend mit Trauer erfüllt.

Ach! bei des Herzens noch blutenden Wunden,
Tönet Dir jetzt schon des Gläubigen Dank;
O wie ertönt, sind die Leiden verschwunden,
Dort Dir der Seligen Jubelgesang!

XVII.

Du Harfe der nächtlichen Klagen
Die bei dem Sonnenlicht schweigt,
Dich möge die Weide hier tragen,
Die trauernd zur Erde sich neigt.

Wenn die Winde der Nacht sich erheben
Und wehn auf dem Todtengefild,
Dann werden die Saiten Dir beben,
Und tönen schaurig und mild.

Drei Gespräche.

Das Erwachen.

Sie. Du hast gut geschlafen?

Er. Wie noch niemals! Kaum in den Zeiten meiner Kindheit mag ich so tief, so sanft, so erquickend geschlafen haben. Der alte Vater — Du erinnerst Dich wohl — wenn er am Morgen in das Zimmer trat, wo wir ihn erwarteten, dann pflegte er auf unsere Frage, wie er geschlafen, zu antworten: Wie ein Seliger! Wie ein Seliger — so möchte auch ich antworten — habe ich geschlafen; oder vielmehr, wie ein Seliger bin ich erwacht. Ich fühle mich neu belebt;

mir ist als ob ich alle Müdigkeit, alles Bedürfniß des Schlafes für immer abgelegt hätte. In meinen Gliedern ist eine Frische, in meinen Bewegungen eine Leichtigkeit! Ich glaube, ich könnte fliegen, wenn ich wollte.

Sie. Und es gefällt Dir hier an diesem Orte?

Er. Nun, ich muß Dir sagen, wir sind an manchem schönen Orte zusammen gewesen; aber dieser ist denn doch ausnehmend, und über alle Maßen schön. Welche Bäume! Wahrlich, himmelhoch! Sie tragen Blüthen und Früchte zugleich. Ihre Zweige bewegen sich im Morgenwinde, und dabei tönt es so lieblich aus ihren Gipfeln, als ob sie von einem ganzen Heere befiederter Sänger, die ich doch nicht wahrnehme, bewohnt wären. Hinter den Bäumen ragen Berge her-

vor. Ihre erhabenen Gestalten zeichnen sich deutlich in der reinen Luft; und zuweilen streifen Wolken, in allen Farben des Aufgangs und Untergangs glühend, an ihrem Abhang, und über ihre Spitzen hin. Auf der höchsten Spitze, aus einem milchweißen, durchsichtigen, schimmernden Nebel erhebt es sich wie Thore, Thürme und Palläste einer großen, herrlichen Stadt. Von eben dieser Spitze ergießt sich ein mächtiges Wasser, das ich nicht einen Strom, sondern ein Meer, nennen möchte, und das dennoch nicht mit fürchterlichem Tosen, sondern mit harmonischem Klange die verschiedenen Absätze des Berges herunterfällt. Weit umher sprühen die Tropfen, welche die Bäume und Blumen benetzen, und eine Kühlung verbreiten, die von der Brust begierig eingeathmet wird. Hier aber dieser Rasen, wo wir stehen, wie

ist er so voll und so dicht, und mit wunderschönen Blumen besäet; wir wandeln darüber hin, doch die Spitzen der Gräser und der Blumen beugen sich nicht unter unserm Fußtritt. Einsam ist dieser Platz, doch nach allen Seiten hin eröffnen sich Aussichten; der Blick dringt von einer Ferne zur andern, und der Horizont rückt immer weiter und weiter.

Sie. Hast Du denn das Alles schon öfter gesehn; oder siehst Du es heute zum ersten Male?

Er. Obgleich mir hier so heimathlich zu Muthe ist; obgleich alles als etwas Befreundetes mich anspricht — dennoch, wenn ich es recht bedenke, so muß ich sagen: Nein, ich bin noch nie hier gewesen.

Sie. Und wundert es Dich nicht, mich wieder an Deiner Seite zu sehn?

Er. Bist Du es etwa nicht immer gewesen?

Sie. In einem Sinne wohl; in dem andern auch nicht. Deine Augen haben mich lange nicht gesehn; ich entschwand ihnen einmal.

Er. Da taucht es auf in meiner Erinnerung wie eine finstere Wolke — bange Tage, durchweinte Nächte — nur kann ich, der ich mich sonst so leicht in schmerzhafte Gedanken und Empfindungen vertiefte, sie jetzt nicht mehr recht fassen, recht ergreifen; sie scheinen mir etwas Fremdes geworden zu seyn.

Sie. Denke an den vierzehnten Februar.

Er. Nun ist mir Alles ganz deutlich. Es war an einem Morgen gegen Mittag. Vier Tage warst Du krank gewesen. Wir hatten viel gefürchtet, aber doch immer gehofft. Plötzlich befiel Dich eine große Mat-

tigkeit; Du lehntest Dein Haupt an meine Brust; Du sankest zurück mit einem tiefen Seufzer; Du starbst — ja es ist ausgemacht, Du bist gestorben.

Sie. Ich bin gestorben, und siehe! ich lebe!

Er. Wenn Du gestorben bist, und wenn ich Dich sehe — so träume ich wohl?

Sie. Du träumst nicht, denn Du bist wach.

Er. Oder Du bist mir vom Himmel herab auf die Erde gesendet, daß ich Dich auf kurze Zeit wiedersehn, und dann auf's neue lange Jahre hindurch Dein Verschwinden beweinen soll?

Sie. Nein, jetzt trennen wir uns nicht mehr. Auch bin ich Dir zwar entgegen gesendet, aber nicht auf die Erde herab. Blicke doch um Dich: wo hättest Du auf Erden solche

Bäume, solche Blumen, solches Wasser gesehen? Blicke Dich selbst an: Du gingst einher gebeugt unter den Schwächen des Alters. Jetzt bist Du verjüngt; Du gehst nicht nur, Du schwebst; Deine Augen sehen nicht nur; sie sehen unermeßlich weit. Schaue in Dich selbst hinein: ist Dir jemals schon wie jetzt zu Muthe gewesen?

Er. In mir ist es wie ein tiefes, unergründliches, immer bewegtes, aber doch ganz stilles und ruhiges Meer. Ja, wenn ich umher blicke, wenn ich mich ansehe, wenn ich in mein Inneres schaue, wenn ich Deine Hand in der meinigen fühle — so möchte ich sagen, ich bin selig, ich bin im Himmel.

Sie. Du bist es.

Er. Aber dann müßte ich ja gestorben seyn?

Sie. Du bist es. Hast Du denn nicht krank gelegen, an derselben Stätte wo ich gestorben bin, und wohin auch Du verlangtest gebracht zu werden? Hat Dein Sohn nicht Tag und Nacht, ohne von Deiner Seite zu weichen, Dich so treu und liebreich gepflegt? Hast Du nicht Tag und Nacht die blauen Augen Deiner Tochter offen gefunden, in denen sie die hervorquellenden Thränen zurückzuhalten strebte? Hat dann nicht eine tiefe Dämmerung, ein gänzliches Dunkel Dir den Anblick Deiner Kinder, und alles dessen, was Dich umgab, entzogen?

Er. Ich bin gestorben! Herr, des Lebens und des Todes, auf meinen Knieen danke ich Dir, daß Du etwas so Großes, auch an mir vollbracht, daß Du auch mich zu dem hohen Glück, zu der großen Würde

geführet hast, gestorben, und selig gestorben zu seyn. Du weißt, o Herr, wie oft dieser Augenblick vor mir stand; wie oft ich Dich gebeten habe, daß Du selber, da ich es nicht konnte, mich dazu vorbereiten, daß Du mir einen sanften, seligen Tod senden möchtest. Nun, o Herr, Du hast diese Bitte, so wie alle andern erhört; Du hast Dich hier, wie immer, herrlich und über alle Maßen gnädig und barmherzig erwiesen! Was vor mir stand ist nun vorüber. Zwar habe ich, obgleich selbst gestorben, nicht gelernt, was der Tod eigentlich sey; aber so viel weiß ich: der Tod ist süß. Wie man ein Kind, während es schläft, aus der dunkeln Kammer in den hellen Frühlingsgarten trägt, so hast Du mich getragen von der Erde zum Himmel. — Nun aber, Liebe, halte mich nicht länger auf.

Sie. Wohin?

Er. Du kannst fragen? Zu wem anders als zu Ihm? Alles ist hier schön und lieblich: diese Bäume, diese Blumen, dies herabströmende Wasser, diese Kühlung, die sich über Bäume und Blumen, und tief in die Brust hinein ergießt; Du, Deine Gegenwart, deren ich nach so langer Trennung, nach so vielen Thränen, mich wieder erfreue. Aber das Alles genügt mir nicht. Ihn selber muß ich sehn. Er mag seinen Himmel so schön ausschmücken als er will, das entschädigt nicht für die Entbehrung seiner Gegenwart. Er hat das Unmögliche möglich gemacht; so lange, so unermüdet, so treu hat er an mir gearbeitet, daß ich habe selig werden können. Schon ehe ich geboren ward, hat er mein sich angenommen. Wo ist sie, die kleine Erde? Da dreht sie

sich; wie fern von hier! In welches Dunkel gehüllt! Ich möchte nicht wieder auf sie zurück kehren. Er hat sich dort hinuntergesenkt, hat ihren Staub mit seinen heiligen Füßen betreten, hat Hunger und Durst empfunden — ist gestorben. Ach! er wolle den Blick mir schärfen, daß ich in den Abgrund seiner Todesschmerzen tiefer als bisher hineinschauen möge! Da hat er mich zu seinem Eigenthum erworben, und damit ich, sein theuer Erkauftes, ihm nicht wieder verloren ginge, ist er von meinen frühesten Jahren an unablässig für mich bemüht gewesen. Vieles was er für mich gethan hat, habe ich schon erkannt, als ich noch dort unten war. Mehr erkenne ich jetzt; noch mehr werde ich künftig erkennen, wenn wir alles zusammen überlegen. Jetzt habe ich auch dazu keine Zeit. Es treibt mich zu

gewaltig, es zersprengt mir die Brust; ich muß hin zu ihm, ihn sehen, ihm danken, wenn ich noch fähig bin, ihm zu danken, wenn in der übergroßen Wonne nicht auch das Gefühl des Dankes untergeht.

Sie. Du wirst ihn sehen, aber nicht ehe als bis er zu Dir kommt. Bis dahin sollst Du Dich beruhigen. Ich bin Dir entgegengesandt, um Dir zu sagen, daß dies sein Wille ist.

Er. Ich erkenne jetzt erst recht deutlich daß ich im Himmel bin — denn mein Wille fügt sich ganz ohne Kampf in den seinigen. Ich hätte gedacht es müßte ganz unerträglich seyn ihn hier nicht zu sehn. Ich ertrage es nicht nur; ich ertrage es gern. Er will es, ich will es auch. Etwas anderes scheint mir nicht mehr möglich. So leicht hatten wir es dort unten nicht! Wenn Du

mir aber von ihm entgegengesandt bist, so hat er ja auch wohl mit Dir gesprochen? Er hat wohl schon manches Wort mit Dir geredet?

Sie. Schon manches.

Er. O Du wahrhaft Selige! Kannst Du mir sagen, wie Dir war, als Er das erste Mal mit Dir sprach?

Sie. Wie mir jedes der folgenden Male zu Muthe gewesen ist. Ich rede jetzt noch mit Dir eine Erdensprache, darin beschreibt sich so etwas nicht.

Er. Als Du ihn zuerst sahest, hast Du ihn sogleich erkannt?

Sie. Sogleich.

Er. Wohl an einem Glanze, wodurch er den aller Engel überstrahlt?

Sie. Er hat nicht nöthig sich mit Glanz zu umgeben; man erkennt ihn doch.

Er. Meinst Du, daß auch ich ihn sogleich erkennen werde, ohne daß Jemand mir sage, Er sey es?

Sie. Dein Herz wird es Dir sagen.

Er. Wie wird er wohl gegen mich seyn, streng oder freundlich? Wenn ich dort unten, in der Dunkelheit des Erdenlebens mit ihm redete, da hat er oft recht ernst und strenge mir geantwortet.

Sie. Dort unten mußte er es zu unserm eigenen Besten. Hier ist das nicht mehr nöthig; hier braucht er seinem Herzen nicht mehr Gewalt anzuthun; er kann seiner Liebe freien Lauf lassen. Sie ist unendlich; dort konnten wir sie nicht ergründen; und hier eigentlich eben so wenig.

Er. Giebt es denn hier unter Euch Unterschiede an Herrlichkeit und Seligkeit?

Sie. Die giebt es freilich; aber da die

allerhöchsten immer zugleich die allerdemüthigsten sind, so drängen sie sich stets zu dem niedrigsten hinunter. Und das kann er ihnen nicht verweigern, denn Er, der über alle steht, ist auch zugleich von allen der demüthigste. So werden denn doch die Unterschiede wieder aufgehoben, und wir sind alle Eins in ihm.

Er. Siehe, ich habe mir oft gedacht, wenn ich nur in den Himmel komme, nur nicht unter den Feinden des Herrn leben muß, im Himmel will ich gern von Allen der letzte seyn. Du würdest, so dachte ich, in viel höheren Bezirken verweilen, und unsere Kinder auch, wenn sie die Erde verlassen hätten. Wenn Ihr auch dann nur etwa alle hundert Jahre einmal zu mir hernieder kämt; wenn ich nur von tausend zu tausend Jahren gewürdigt würde den Herrn

zu schauen — so dachte ich, es würde mir genügen.

Sie. Sey getrost. Wen er annimmt den nimmt er mit Ehren an. Weißt Du nicht, wie Er das uns beyden durch sein Wort auf eine so wunderbare Weise zugerufen hat?

Er. Wohl weiß ich es; und ich sehe, wie er Dich mit Ehre und Herrlichkeit überhäuft hat. Zwischen jenem Bilde von Dir in Deiner letzten Krankheit, das ich jetzt deutlich vor mir sehe, zwischen dieser hinwelkenden Blume, und dieser himmlischen Blüthe — welch ein Unterschied! Nein, dies Roth auf Deinen Wangen kann nicht erblassen; das Licht Deiner Augen kann sich nicht verdunkeln; Deiner Gestalt können die Spuren des Alters niemals eingedrückt werden. So wirst Du hier mit mir wandeln,

Du wirst mir die Herrlichkeit dieser himmlischen Wohnung zeigen, und auch zu den Andern wirst Du mich führen, die mir lieb sind.

Sie. Du wirst sie sehn, sobald Du den Herrn gesehn hast.

Er. Wie war es doch schön, wenn wir sonst den alten Vater auf seinem Dorfe besuchten! Unser Wagen rollte heran; da traten alle vor das Haus; und unter Allen suchten wir immer zuerst sein theures, ehrwürdiges Angesicht. Wie viel schöner wird es seyn, ihn hier wieder zu sehn! Er, den die kleinste Freude mit Dank gegen den Geber erfüllte; er, der einen Grashalm bewunderte, der einen heitern Sonnenstrahl anlächelte, er, der so gern unter dem gestirnten Himmel einherging, und den Schöpfer aller dieser Welten anbetete: was wird er hier empfinden, wo die Wunder der All-

macht offen und entschleiert vor ihm liegen? Er, der unaufhörlich in seinem Herzen dem Herrn dankte für seine Begnadigung, und für die geringste Erquickung, die ihm auf seinem beschwerlichen Erdenwege zu Theil ward — welchen Dank wird er jetzt seinem Erlöser zollen! „Wir werden uns wiedersehn," so sagte er mir noch in seiner letzten Krankheit, indem er mit aller Kraft die ihm geblieben war, mir die Hand drückte, „wir werden uns wiedersehn, und Gott zusammen für seine Gnade danken!"

Sie. Bald wirst Du ihn; bald wirst Du auch Deine Mutter sehn.

Er. Meine Mutter, die mich so unaussprechlich liebte; und die ich nicht gekannt habe. Drei Jahre war ich alt, da ich sie verlor. Als sie im Sterben lag, und ich im Garten vor dem Hause spielte,

„Was wird aus meinem armen Kinde werden?" soll sie da gesagt haben. Gute Mutter! Alles was aus einem Menschen werden kann, ist aus Deinem Kinde geworden — ein Bewohner des Himmels. Durch die Gnade des Herrn ist es geschehen, und auch mit der Hülfe Deiner Gebete. Ist es nicht so?

Sie. So ist es. Ich habe oft mit dem Vater und der Mutter von Dir geredet.

Er. Ist . . . . . . hier?

Sie. Ja.

Er. Ich hätte es nicht gedacht. Das war Unrecht; bin ich doch hier! — Aber die theueren Seelen, die ich auf Erden zurückließ, werde ich Kunde von ihnen empfangen; oder verschwinden sie der Wahrnehmung bis zum Augenblicke des Wiedersehns?

Sie. Diese Frage wirst Du Dir sogleich selbst beantworten können. Blicke dorthin.

Er. Ich thue es; aber ich sehe nichts.

Sie. Blicke noch länger in eben dieser Richtung — und wolle sehn. Siehst Du jetzt?

Er. Klar und deutlich. Wohl bekannt ist mir die Stätte. Der Kirchhof ist es, wo ich Dein sterbliches Theil, das auf der Erde zurückgeblieben war, bestatten ließ. Der Ort ward mir so theuer; oft besuchte ich ihn, und betend an Deinem Grabe, erhob ich die Augen hierher, zum Himmel, wo wir nun beide sind. Unter schönen Bäumen und Blumen, dachte ich, mag sie dort wandeln! Unter Bäumen und Blumen soll auch ihre Hülle ruhn. So entstand ein Blumengarten und ein Blüthenhain, und alles

Liebliche, was die Jahreszeit hervorbrachte, schmückte Dein Grab.

Sie. Ich wußte es wohl. Blicke jetzt dort hernieder. Was siehst Du?

Er. Neben Deinem Grabe ist ein anderes geöffnet. Die Thür des Kirchhofes geht auf; ein Sarg wird vorangetragen; unsere Kinder folgen. Ihr weinet, geliebte Herzen, weinet so bitterlich? Könntet Ihr uns sehn, wie wir Euch sehn, Ihr würdet nicht weinen, höchstens vor Sehnsucht. Der Sarg wird eingesenkt; auch sie werfen eine Hand voll Erde auf den Sarg. Nun ist die Oeffnung geschlossen; nun ruht mein Staub neben dem Deinen. Gehet nun heim, Ihr Lieben, und ein Vorgefühl des himmlischen Trostes, den wir hier genießen, komme in Euer Herz. Kehret aber oft wieder, und besuchet das Grab Eurer Eltern. Wenn

Ihr dort weinet, und betet, wollen wir Euch nahe seyn, und Euch himmlische Gaben vom Herrn überbringen. Wandelt stets an seiner Hand! Er weiß gut zu leiten. Eure Eltern haben es erfahren! Und dereinst führet Er uns alle zusammen.

Sie. Amen! So wird es seyn.

Er. Hörst Du die Klänge? Was ist das? Seltsam und wunderbar, wie aus Meeresbrausen und Flötengelispel gemischt, kommen sie von dorther, und verbreiten sich durch den Himmel. Horch! Und von der andern Seite, auch ein Getön, ganz verschieden, aber eben so wunderbar und entzückend. Was ist das?

Sie. Es sind Engelchöre, die aus unermeßlichen Entfernungen einander antworten.

Er. Was singen sie denn?

Sie. Immer den Einen, der Stoff giebt zu ewigem, unendlichem Lob.

Er. Schon seit einiger Zeit wandelt dort eine Gestalt.

Sie. Betrachte sie näher; und dann sage mir, wofür Du sie hältst.

Er. Du wirst mir, da ich kaum der Erde entrückt bin, einen irdischen, kindischen Vergleich wohl verzeihn. An dem Hause wo ich geboren bin — Du weißt es, obwohl Du damals schon nicht mehr auf der Erde warest — hatte ich einen Garten gepflanzt. Kam nun der Frühling, so begab ich mich in den Garten, und freute mich über meine Pflanzung und ihr schönes Gedeihn. Viel Bäume gab es da, viel Gesträuche, viel Blumen; ich kannte jedes Gewächs; ich hatte es ja selbst gepflanzt und gepflegt; ein jedes ward von mir in genauen

Augenschein genommen; und wenn es recht lieblich grünte, herrlich blühte, kräftig zunahm — dann hatte ich daran eine herzliche Freude. So scheint mir auch jener Mann der Gärtner in diesem Himmelsgarten zu seyn. Er geht einher, so ganz still und unscheinbar, aber man merkt ihm wohl an, daß ihm alles sehr genau bekannt ist. Er wendet nach allen Seiten hin vergnügte und zufriedene Blicke, und scheint an der ganzen Schöpfung hier recht seine Freude zu haben. — Wie ist mir denn? Bisher bin ich so ruhig gewesen; habe in meinem Innern nichts als sanfte Regungen gespürt. Jetzt fängt es an hier zu stürmen; es reißt an meinem Herzen; mir schwindelt; der Himmel mit seiner Herrlichkeit vergeht vor meinen Blicken; ich sehe nur ihn allein. Fast glaube ich wieder Schmerzen zu fühlen,

doch in diesen Schmerzen liegt eine höhere Seligkeit. Ich brenne vor Verlangen mich ihm zu nahen. Ein Bekannter ist es gewiß, und doch habe ich ihn niemals mit leiblichen Augen gesehn. Jetzt wendet er sich, er sieht uns an. Er scheint sich über uns zu freuen. Es ist als ob eine Freudenthräne in seinem Auge glänzte. Ich kann mich nicht länger halten, ich muß hin zu ihm, ich muß ihm sagen, daß ich ihn liebe, wie ich noch nichts geliebt habe. Er hebt die Hände — wie? in den Händen ein Maal; aus dem Maal ein glänzendes Licht? Ja, das sind sie, das sind die durchgrabenen, segnenden Hände. Er segnet uns! Tief im Herzen fühle ich seinen Segen. Jetzt weiß ich, daß ich im Himmel bin; jetzt weiß ich daß Er es ist.

Sie. Hin zu ihm!

Die geistliche Beredsamkeit.

Jüngling. Wollten Sie mir wohl so kurz und so gründlich als möglich vier wichtige Fragen beantworten?

Mann. Kurz und gründlich vier wichtige Fragen? Recht gern; wenn ich kann. Was betreffen diese Fragen?

Jüngling. Sie können es, denn diese Fragen betreffen die geistliche Beredsamkeit. Ich habe sie mir hier auf einen Zettel geschrieben. Es sind folgende: Muß ich für den Verstand, oder für das Herz; muß ich erhaben oder einfach predigen? Muß ich meine Persönlichkeit dem Ideale, oder das Ideal meiner Persönlichkeit aufopfern? Muß

ich concipiren und memoriren, oder aus dem Stegreif reden?

Mann. Das Sprichwort hat wahrlich Recht, wenn es sagt, ein Jüngling könne in einem Augenblicke mehr fragen, als ein Mann in mehreren Stunden beantworten kann.

Jüngling. Ein Jüngling? Ich denke im Sprichworte heißt es: ein Narr.

Mann. Ich glaube in der That so heißt es; verzeihn Sie. Ihre erste Frage?

Jüngling. Muß ich für den Verstand oder für das Herz predigen?

Mann. Das können Sie durchaus halten wie Sie wollen.

Jüngling. Wie ich will?

Mann. Ja, denn sehn Sie, der Verstand hat seine Rechte, und das Herz hat auch die seinigen. Ich liebe eine Predigt

die mich überzeugt; ich liebe auch eine die mich rührt. Beide Arten zu predigen sind gut; können es wenigstens seyn. Fragen Sie weiter.

Jüngling. Nun das geht schnell, in der That. Kurz sind die Antworten, aber — Die zweite Frage ist: Soll ich erhaben oder einfach predigen?

Mann. Um diese zu beantworten, müßten wir erst wissen, was wir erhaben und was wir einfach nennen.

Jüngling. Wissen Sie es?

Mann. Indem ich jetzt ein wenig darüber nachdenke, scheint es mir, das Erhabene liege immer in einer Idee, die über die Grenzen des Verstandes hinausgeht, die also auch nicht begriffen, sondern nur durch das höchste Vermögen des Geistes aufgefaßt werden kann.

Jüngling. Nicht übel, wahrhaftig, nicht übel! Nur nicht pikant genug ausgedrückt. Ich zum Beispiel würde sagen — denn ich habe mich viel mit Aesthetik beschäftigt — erhaben sey dasjenige was ganz nahe an Unsinn grenzt, ohne jemals Unsinn zu werden.

Mann. Diese Definition haben Sie abstrahirt . . ?

Jüngling. Von den erhabensten Stellen der Dichter und Redner aller Nationen; auch der Deutschen.

Mann. Sie ist selbst erhaben.

Jüngling. Sie wollen sagen, daß sie an Unsinn grenzt.

Mann. In der That . . .

Jüngling. Aber ohne Unsinn zu werden. Sie bewährt sich also vollkommen.

Mann. Und was wäre denn nun einfach?

Jüngling. Dasjenige, was sich so fern als möglich vom Unsinn hält, und dadurch oft ganz abgeschmackt wird. Wie soll ich nun predigen, frage ich, erhaben, oder einfach?

Mann. Sie können darin gänzlich Ihrer Neigung folgen; nur müssen Sie sich hüten, jemals weder unsinnig noch abgeschmackt zu werden. Fragen Sie weiter!

Jüngling. Also wiederum abgemacht! Die dritte Frage ist: Soll ich die Persönlichkeit dem Ideale, oder das Ideal der Persönlichkeit aufopfern?

Mann. Wie kommen Sie auf diese Frage?

Jüngling. Ich habe bemerkt, daß das einen großen Unterschied unter den Rednern macht, ob sie Schule haben, oder Naturalisten sind. Bei den einen findet man eine

Bildung nach gut oder schlecht gewählten Mustern, eine von ihnen angenommene Tradition oratorischer Regeln. Bei den andern findet man eine immer schärfer und schärfer hervortretende, oft liebenswürdige, oft wunderliche, aber deshalb nicht weniger interessante Persönlichkeit. Von diesen letzteren erinnere ich mich keine unter den Griechen und Franzosen entdeckt zu haben; aber unter den Deutschen sind sie nicht selten.

Mann. Junger Mann, Sie haben doch in der That ziemlich viel Verstand.

Jüngling. Daran zweifelt wohl Keiner. . .

Mann. Weniger als Sie selbst. Sie fragen also, ob Sie sich nach einem Ideale, nach einem Muster bilden, oder keiner andern Regel als Ihrer Persönlichkeit folgen

sollen. Darauf ertheile ich Ihnen die Antwort. . . .

Jüngling. Nun, ich bin doch sehr gespannt.

Mann. Thun Sie durchaus was Sie nicht lassen können.

Jüngling. Was ich nicht lassen kann? Wie meinen Sie das?

Mann. Ist das Ideal in Ihnen gewaltiger, so regiere dies; ist die Persönlichkeit gewaltiger, so möge sie hervortreten.

Jüngling. Weiter haben Sie mir nichts zu sagen?

Mann. Durchaus nichts. Die vierte Frage?

Jüngling. Soll ich concipiren und memoriren, oder aus dem Stegreif reden?

Mann. Herrliche Sache um eine freie

Rede! Wie frisch, lebendig dann alles hervortritt!

Jüngling. Also soll ich? . .

Mann. Und so recht gründlich auszuarbeiten und zu memoriren, ist doch auch sehr zu rathen.

Jüngling. Ich soll also wieder nicht? Was soll ich denn eigentlich?

Mann. Was Gott will.

Jüngling. Was will Gott aber?

Mann. Das wird er Ihnen durch Ihr Inneres und durch die Verhältnisse zeigen.

Jüngling. Hören Sie, mein Herr!

Mann. Ich höre.

Jüngling. Ich bin außer mir.

Mann. So gehen Sie in sich.

Jüngling. Sie scheinen mich zu mystifiziren.

Mann. Daß ich nicht wüßte.

Jüngling. Aber Sie antworten ja immer zugleich Ja und Nein auf meine Fragen.

Mann. Weil immer beides zugleich darauf geantwortet werden muß.

Jüngling. Ich hätte es mir auch wohl denken können, daß ich bey Ihnen nicht finden würde, was ich suche.

Mann. Was suchen Sie denn eigentlich?

Jüngling. Eine Anleitung um ein berühmter Redner zu werden. Ich habe Sie gesucht bei Lebenden und Todten; bei Griechen, Römern, Engländern, Franzosen und Deutschen. Sie werden es mir kaum glauben, aber ich habe funfzig größere oder kleinere, hierin einschlagende Schriften perlustrirt. Sie haben ja auch wohl darüber einen Traktat verfaßt?

Mann. Ja: Die Beredsamkeit eine Tugend.

Jüngling. Curioser Titel!

Mann. Nicht curioser als der Inhalt. Kennen Sie diesen Tractat?

Jüngling. Er ist mir entgangen. Alle diese Schriften, sage ich, habe ich gelesen und studiret. Ich habe mehr gethan: ich habe mir eine eigene Theorie der Beredsamkeit gebildet. Ich habe noch mehr gethan: ich habe nach dieser Theorie recensirt.

Mann. Recensirt? Sie erschrecken mich! Was denn?

Jüngling. Predigten, und zwar in berühmten Journalen.

Mann. Nicht doch! Sie scherzen.

Jüngling. Bittrer Ernst! Ihre eigenen Predigten habe ich recensirt.

Mann. Sie wollen mir bange machen.

Jüngling. Wahr und wahrhaftig!

Recensirt habe ich Ihre Predigten, und zwar . . . scharf!

Mann. Erbarmen Sie sich mein!

Jüngling. Ja, mein Lieber, das ist nun einmal nicht anders. Haben Sie's gelesen?

Mann. Ich lese keine Journale.

Jüngling. Liest keine Journale! Mann! Wie wollen sie denn mit der Zeit fortschreiten?

Mann. Wer sagt Ihnen, daß ich mit der Zeit fortschreiten will?

Jüngling. Ereifern Sie sich nicht; ich dachte, das verstände sich von selbst. Wenn es Sie aber beleidigt, so nehme ich es zurück.

Mann. Gewiß haben Sie auch selbst oft gepredigt.

Jüngling. Ja das habe ich; darauf

wollte ich eben kommen. Aber ich habe dabei traurige Erfahrungen gemacht.

Mann. Wie so?

Jüngling. Diejenigen, die von Amtswegen meine Predigten beurtheilten, wollten viele Fehler darin entdecken, die schwerlich vorhanden waren. Doch darüber würde ich mich leicht hinwegsetzen. Empfindlicher ist es mir, was ich nur zu deutlich merke, daß ich das Schrecken der Zuhörer bin. So bald sie meines Angesichtes ansichtig werden, stehen sie größtentheils auf, und schleichen sich davon — was bei einer guten Kirchenpolizey nicht geschehen dürfte; und das Amen spreche ich oft allein vor dem Küster.

Mann. Hören Sie, und merken Sie es sich! Wer Christum vor leeren Bänken mit Demuth und Freudigkeit predigt, der steht auf einer sehr hohen Stufe im Reiche

Gottes; während Derjenige, um den viele Tausend zusammenströmen, wenn sich dabei, wie es wohl geschieht, etwas menschliches in ihm regt, in Gottes Augen viel niedriger steht.

Jüngling. Das ist wohl Mystizismus?

Mann. Könnte wohl seyn.

Jüngling. S'ist nichts für mich; es tröstet mich nicht. Ich fing nun an zu zweifeln, ob ich wohl auf dem rechten Wege seyn möchte.

Mann. Brav! Aus Ihnen kann etwas werden.

Jüngling. Da beschloß ich mich an Sie zu wenden. Sie sind zwar nur ein einfacher Mann, der, wie er selbst gesteht, mit der Zeit nicht fortgeschritten ist. Aber Sie haben doch eine mehr als zwanzigjährige Erfahrung, und ich hoffte daß Sie mir aus

derselben einen guten Rath geben würden. Sie haben es nicht gewollt. Sie haben mich zum Besten gehabt. Leben Sie wohl.

Mann. Bleiben Sie, ich bitte. Sie fragten, da wollte es nicht gehn. Jetzt will ich fragen, vielleicht geht es da besser. Wollen Sie antworten?

Jüngling. Ich werde sehn.

Mann. Drei Fragen sind's die ich Ihnen vorzulegen habe. Die Hand auf's Herz, theurer junger Mann, und den Blick gen Himmel erhoben — wofür halten Sie sich?

Jüngling. Für einen jungen Mann, der durch seine glücklichen Anlagen, durch seinen anhaltenden Fleiß, durch seine tadellose Führung zu mehr als gewöhnlichen Hoffnungen berechtigt.

Mann. So? Wissen Sie denn aber gar nicht, daß Sie ein Sünder sind?

Jüngling. Nennen Sie mir den Ehrenschänder, der Ihnen das von mir gesagt hat; ich werde ihn zu züchtigen wissen.

Mann. Ehrenschänder? Großer Gott! Schrift und Gewissen sagen ja einem Jeden dasselbe.

Jüngling. Mir nicht, einem wohlerzogenen Menschen nicht.

Mann. Doch, doch, wenn er in der Schule des heiligen Geistes erzogen ist. Das Herz ist Ihnen also nicht vor Schmerz über die Sünde gebrochen?

Jüngling. Nein es ist gesund, ganz, und ohne Riß.

Mann. Das thut mir leid; denn so lange es in diesem Zustande bleibt, werden Sie nicht erbaulich predigen. — Meine zweite Frage ist: Lesen Sie die Bibel?

Jüngling. Wie sollte ich nicht? Kri-

tik und Exegese des alten und neuen Testamentes ist mein Lieblingsstudium.

Mann. Ein herrliches, treffliches Studium! Gott segne es Ihnen auch dadurch, daß es Sie nicht verhindere die Bibel zu Zeiten wie ein einfältiger Christ zu lesen.

Jüngling. Und wie liest sie der?

Mann. Wie ein frommer Sohn ein zu ihm gelangtes Schreiben seines geliebten entfernten Vaters lieset. Bei einem jeden Worte denkt er: Das ist Dir gesagt, Das mußt Du beherzigen. Die Worte sehen und strahlen ihn an; sie erscheinen ihm wie Perlen und köstliche Edelsteine. Täglich vermehrt sich der Schatz derjenigen die er in sein Herz, und dadurch auch in sein Gedächtniß aufnimmt. Nun werden sie in seinem Innern lebendig, und verknüpfen sich darin auf mannigfaltige Weise. Ein

jedes, da es sich nicht auf einen einzelnen Kreis, sondern auf mehrere hinter einander liegende Schichten von Gegenständen bezieht, hat einen unendlichen Sinn, den Erfahrung und Nachdenken allmählig entwickeln, der den an sich armen menschlichen Geist, mit dem Reichthum göttlicher Wahrheit und Weisheit füllt; und auch, wenn das Reden Beruf ist, der Rede den Inhalt gibt, den jeder christliche Zuhörer verlangt. Haben Sie so die Bibel gelesen?

Jüngling. Mit nichten; auch verbieten es mir die Grundsätze einer gesunden grammatisch-historischen Interpretation.

Mann. Das fragte sich! — Wenn Sie aber die Bibel nicht auf diese Art lesen, werden Sie nie erbaulich predigen. Nun meine dritte und letzte Frage: Beten Sie?

Jüngling. Ja, zu mir selbst.

Mann. Wie? Zu Ihnen selbst?

Jüngling. Beten heißt die Kräfte des Geistes und des Willens sammeln zum reinen Denken und zum sittlichen Handeln. Wenn ich das thue, wende ich mich nur an mich selbst; und aus mir selbst entwikkelt sich auch die höhere Kraft, die mir alsdann zu Gebote steht.

Mann. Armer junger Mann! Also, zu Ihrem himmlischen Vater, zu Ihrem Heiland zu reden; so recht einfältig und innig, wie etwa ein Kind zu seinem Vater und ein Freund zu seinem Freunde redet; vor dem allmächtigen, gnädigen Helfer, alle Ihre Noth, geistige und irdische, große und kleine zu bejammern, und ihn dann recht treuherzig und flehentlich zu bitten: Hilf mir! — das ist Ihnen unbekannt? Glauben

Sie mir, so lange Sie nicht beten, werden Sie nicht erbaulich predigen. — Ich bin zu Ende, und habe über die geistliche Beredsamkeit Ihnen das Beste das ich selber weiß, mitgetheilt.

Jüngling. Wo will denn das Alles eigentlich hinaus? Denn bisher, das gestehe ich, habe ich es noch nicht begriffen.

Mann. Dahin will es hinaus, daß die geistliche Beredsamkeit nichts anders ist als das Ausströmen des innern, geistigen Lebens, welches vom Geiste Gottes erzeugt, und welches täglich genährt werden muß durch Buße, Gebet, und Lesen des göttlichen Worts. Wo dies innere Leben nicht vorhanden ist, da kann die geistliche Beredsamkeit nichts anders seyn als ein Gaukelspiel, als ein Versuch die Zuhörer, die im Dunkel sitzen, und vor Frost zittern, glau-

ben zu machen, daß sie erleuchtet und erwärmt würden. Eine solche Täuschung, wenn es auch gelänge sie hervorzubringen, wird niemals lange dauern; denn das sagt doch am Ende einem jeden sein Gefühl, ob er sieht oder nicht, ob ihm warm ist, oder ob ihn friert. Wie hingegen aus der Flamme, durch ihre natürliche, nothwendige Wirkung, Licht und Wärme strömt: so wird auch das geistige Leben, wo es vorhanden ist, von selbst in der Rede hervortreten; und es wird auch dadurch seine innere Herrlichkeit offenbaren, daß es unter den verschiedensten Formen sich mittheilt, und daß keine derselben ihm etwas Wesentliches geben oder nehmen kann. Wendet es sich an den Verstand, um die Einsicht zu befestigen, so wird es nicht der Wärme ermangeln; wendet es sich an das Herz um Ge-

fühle zu erwecken, so wird auch in diesen die Klarheit nicht vermißt werden. Nimmt der Geist den erhabensten Schwung, so wird doch das Evangelium dadurch nicht erhabener erscheinen, als es durch sich selber ist; und erhaben wird es bleiben, auch wenn es in dem einfachsten, schmucklosesten Gewande erscheint. Ist das Streben nach dem Ideale einem Gemüthe angeboren, so wird auch die höchste Kunst, wenn sie nur dem Evangelium dienstbar ist, und sich ihm unterwirft, niemals seiner Heiligkeit und Würde Abbruch thun; und nicht minder wird es durch eine rohe und ungebildete Persönlichkeit sich entfalten können, sobald sich nur diese durch den Glauben geheiligt hat. Auch die Vorbereitung mag lang seyn oder kurz, sie mag Niedergeschriebenes dem Gedächtniß einprägen, oder allein die Gedanken ohne die

Worte vorbereiten — darauf kommt es nicht an; sondern darauf, daß ein jeder, der ein Verkündiger des göttlichen Wortes seyn will, diesem heiligen Berufe seine Zeit, so viel er deren hat, und seine besten Kräfte widme; der welcher viel hat, wird nicht besser auskommen, als der, welcher wenig hat, wenn dieser es nur eben so treu meint. Freilich kann auch bei gleicher Kraft und Lebendigkeit des innern christlichen Lebens der eine mehr, der andere weniger Zuhörer um sich versammeln, der eine mehr, der andere weniger gerühmt werden. Aber thöricht wäre es, nach dem einen oder nach dem andern auf den Segen des Wirkens überhaupt schließen zu wollen. Deshalb ist keiner ein begnadigter Redner, weil er vor einer großen Versammlung redet; er ist es durch den Glauben aus welchem er redet,

sollte er auch nur vor zweien oder dreien reden; denn wo Glauben ist, da ist auch Segen; und an dieser Gewißheit möge sich jeder genügen lassen.

Jüngling. Es genügt mir aber nicht. Wenn ich auf dem Abhange des Lebens stände, das Wenige das mir beschieden schon erreicht hätte: dann möchte ich mich auch wohl mit solchen Gedanken trösten. Aber ich stehe im Anfang einer Laufbahn die sich weit und unermeßlich vor mir öffnet; und durch verächtliche Demuth soll mir mein hohes Ziel nicht verdunkelt, mein Streben nach demselben nicht gehemmt werden.

Mann. Keck sprechen Sie es aus, was jetzt so manche Jünglinge, und gewiß nicht die schlechtesten, ein jeder in Rücksicht auf seine Bestimmung, fühlen; was der von

Kindheit an, als Triebfeder zu allen Anstrengungen benutzte, und dadurch furchtbar entwickelte Ehrgeiz, ihnen eingiebt. Aber Entsetzen ergreift mich, wenn ich bedenke Wer zuerst so gefühlt hat!

Jüngling. Welchen Redner meinen Sie?

Mann. Redner! Freilich, das kann er auch seyn! Wenn er die Lügen redet, so redet er von seinem eigenen.

Jüngling. Sie meinen also den . .

Mann. Den ich nicht gern nenne.

Jüngling. Es giebt ja Keinen!

Mann. Das sollten doch die ehrgeizigen Menschen am wenigsten behaupten! Die sollten doch ihren Generalissimus und Feldmarschall kennen; ihn, dessen Losungswort ist: Falle nieder! Bete mich an! Gebe doch der Herr, daß von denen die sein

Wort verkündigen Keiner mit seinem Feinde ein geheimes Verständniß unterhalte!

Jüngling. Sie überlassen sich da wirklich einem ganz ungerechten Zorn. Lassen Sie uns, ehe wir scheiden, doch die Sache einmal ganz ruhig überlegen. Ich versetze mich dabei so viel als möglich auf Ihren Standpunkt. Ich soll erbauen, nicht wahr? Wie kann ich erbauen ohne zu gefallen; wie kann ich gefallen, ohne daß man mich rühmt?

Mann. Das muß ich nun wieder läugnen; und ich behaupte, daß es ganz und gar nicht nöthig ist den Zuhörern zu gefallen; ja daß es zuweilen gut seyn kann, ihnen recht derb zu mißfallen.

Jüngling. Aber man predigt doch einmal für Menschen.

Mann. Das läugne ich eben.

Jüngling. Nicht für Menschen?

Mann. Man predigt für Gott; und die Predigt ist die beste die Gott am besten gefällt.

Der Ritter von der traurigen Gestalt.

Theophilus. Kein abgeschmackteres Buch als der Don Quixote!

Ludovico. Kein köstlicheres Buch als der Don Quixote!

Adalbert. Ein sehr lehrreiches und erbauliches Buch der Don Quixote!

Theophilus. Lehrreich und erbaulich? Das ist etwas stark. Immerhin köstlich; dabei habe ich nicht nöthig, mir etwas zu denken. Aber daß der Don Quixote lehrreich und erbaulich sey, das will denn doch etwas sagen, das ist eine Behauptung; aber

ich muß gestehn, eine der wunderlichsten, die ich jemals gehört habe.

Ludovico. Auch ich bin nicht wenig überrascht, denn es stimmt diese Ansicht durchaus nicht mit derjenigen überein, die jetzt bei allen geistreichen Kunstrichtern herrschend ist, und die ich mir ebenfalls zu eigen gemacht habe.

Adalbert. Ich bin bereit die meinige gegen die Ihrige zu vertheidigen, sobald Sie uns mit der letzteren noch etwas genauer werden bekannt gemacht haben.

Theophilus. Erlauben Sie mir, mich hinweg zu begeben.

Adalbert. Sie müssen bleiben. Gerade Sie möchte ich gern für meine Meinung gewinnen. Lange soll es übrigens nicht dauern.

Ludovico. Die einzig richtige Ansicht

wäre also diese. Don Quixote ist der Mensch der dem Ideale folgt, und der es in dieser niederen und gemeinen Welt zu verwirklichen strebt. Er hat alles hingegeben, in der Begeisterung für einen großen Gedanken, mit welchem er auf die sinnreichste Weise das was ihn umgibt, und was sich ereignet, in Beziehung zu setzen weiß. Die Welt, die immer das Edle und Schöne verkannt hat, läßt auch seinem großartigen Streben keineswegs Gerechtigkeit widerfahren. Auf die allerempfindlichste Weise wird der Held stets von seinen Höhen zu dem Boden der gemeinen Wirklichkeit herabgestürzt; aber stets erhebt er sich wieder, immer erfindungsreicher in der Umgestaltung eines gemeinen Hergangs zu einem wunderbaren Ereigniß, immer herrlicher und rührender in seinem Muth und in seiner

Ausdauer. Die mit der Wirklichkeit kämpfende, und ihr unterliegende Idee, dies ist der große, ewig wahre Inhalt dieses Meisterwerkes, der ihm auf alle dem Ideale nicht ganz fremde Gemüther einen unwiderstehlich zauberischen Einfluß sichert.

Adalbert. Ehe ich darauf antworte, müssen wir uns zuvor über einen Grundsatz verständigen. Meinen Sie, daß jener tiefe Kern, der sich immer in einem wahren Kunstwerke befindet, auch immer dem Dichter deutlich vor das Bewußtseyn getreten seyn müsse; daß also in diesem Falle, Cervantes auch mit seinem Helden gerade eben das gemeint und gewollt habe, was Sie dabei denken?

Ludovico. Das will ich keinesweges behaupten; vielmehr stimme ich denjenigen bei, welche lehren, man müsse einen Dich-

ter besser verstehn, als er sich selbst verstanden hat, sonst verstehe man ihn gar nicht.

Adalbert. Hierin bin ich vollkommen mit Ihnen einverstanden. Gerade das was man in den besten Augenblicken redet oder schreibt, das ist gewöhnlich etwas anderes, oder wird etwas anderes als man selber gedacht und gewollt hat. Sie erlassen mir also gewiß auch den Beweis daß es die bewußte Absicht des Dichters gewesen sey, gerade das in sein Werk hineinzulegen, was ich darin finde.

Ludovico. Ich muß wohl. Nun aber zur Sache, und lassen sie uns Ihre Ansicht vernehmen.

Adalbert. Es ist kürzlich die, daß der Don Quixote ein Tractat gegen den Ehrgeiz und den Eigennutz, und daß er eben deshalb so lehrreich und so erbaulich ist.

Theophilus. Wenn er das ist, was Sie sagen, so wollte ich ihn wahrlich nicht mehr verachten.

Ludovico. Und ich würde dann gerade anfangen ihn zu verachten. Schämen Sie sich nicht dies herrliche Kunstwerk herabzuwürdigen, indem Sie solche platte, gemeine, moralische Nutzanwendungen daraus ziehn?

Adalbert. Ich sollte nicht glauben, daß durch die sittlichen Beziehungen die es enthält, durch die ethischen Ideen die es ausspricht, irgend ein Kunstwerk verlieren könnte.

Ludovico. Wie, der edle, in die Ritterpoesie hineinreitende Ritter von La Mancha . . .

Adalbert. Ist in meinen Augen ein von der sündlichen Leidenschaft des Ehrgeizes beherrschter Narr. Und ich bin bereit

Ihnen aus dem Buche selbst mehrere Umstände anzuführen, die sich durchaus nicht mit Ihrer Ansicht, aber gar wohl mit der meinigen in Einklang bringen lassen.

Ludovico. Führen Sie den Beweis.

Theophilus. Ja, lassen Sie uns Ihre Gründe hören.

Adalbert. Zuerst also frage ich Sie, meine Herren, werden Sie durch die unzähligen Unfälle die den edlen Ritter von La Mancha betreffen, zum Weinen oder zum Lachen bewegt?

Theophilus. Zum Lachen; wie anders? So abgeschmackt das Zeug auch ist, habe ich doch immer herzlich darüber lachen müssen.

Adalbert. Und Sie, verehrter, gebildeter Kunstfreund und Kenner?

Ludovico. Nun, daß ich eben geweint

hätte, kann ich nicht sagen. Ich habe wenn auch nicht gelacht, doch gelächelt.

Adalbert. Sehn Sie denn aber nicht ein, daß, wenn Ihre Ansicht die richtige wäre, Sie hätten weinen müssen? Ist das eine Sache zum Lachen, wenn dem Martyrer einer großen Idee die Zähne eingeschlagen, und die Rippen zerbrochen werden? Darüber weinen diejenigen, die wie Sie sagten, dem Ideale nicht fremd sind; und sie sollen auch darüber weinen. Können Sie aber nicht umhin darüber zu lachen, so ist dies ein Zeichen, daß derjenige, dem diese Unglücksfälle begegnen, nichts ist als ein Narr, der solche Züchtigungen verdient hat.

Theophilus. Ich denke, Sie haben so unrecht nicht.

Ludovico. Mit der Theorie des La-

chens und des Lächerlichen bin ich noch nicht ganz im Reinen; deshalb bitte ich um die Erlaubniß künftig einmal hierauf zu antworten.

Adalbert. Erwägen Sie ferner: Kann man sagen, daß derjenige für ein Ideal begeistert sey, der an dies vermeinte Ideal selber nicht glaubt?

Theophilos. Wenn er selbst nicht eigentlich daran glaubt, wenn er selbst sich in die Begeisterung hineinschrauben muß, so ist er nichts anders als ein Phantast.

Ludovico. Das sage ich ebenfalls; und deshalb ist eben der Held von La Mancha so achtungswerth, weil ihm nie der geringste Zweifel anwandelt, daß er ein wirklicher irrender Ritter sey.

Adalbert. Er hat daran gezweifelt.

Ludovico. Unmöglich; ich kenne das

Buch viel zu genau. Sie werden mir keine einzige Stelle, woraus sich das auch nur vermuthen ließe, anführen können.

Adalbert. O daß ich einfacher Mann, der ich nur zu meiner Erbauung und Besserung lese, einen Kunstrichter auf eine Stelle, die ihm entgangen ist, aufmerksam machen muß! Als Don Quixote zu dem Herzog kommt, und dort mit viel Ceremonien empfangen wird, so heißt es . . . da haben Sie das Buch; lesen Sie selbst.

Ludovico. De todo lo qual se admiraba Don Quixote, y aquel fué el primer dia que de todo en todo conoció y creyó ser caballero andante verdadero y no fantastico, viendose tratar del mesmo modo que el habia leido se trataban los tales caballeros en los pasados siglos.

Adalbert. Uebersetzen Sie es doch für

unsern Theophilus, der nicht Spanisch versteht.

Ludovico. „Dies alles bewunderte Don Quixote, und dies war der erste Tag an welchem er ganz und gar erkannte und glaubte, daß er ein wahrhafter und nicht phantastischer irrender Ritter sey, indem er sich eben so behandelt sah, wie man, nach dem was er gelesen, diese Ritter in den verflossenen Jahrhunderten zu behandeln pflegte.“

Adalbert. Erkennen Sie hier das Wesen des Ehrgeizes, oder, wenn Sie lieber wollen, der Eitelkeit? Der Eitle hat kein Ideal, das über ihm schwebt, und dem er sich aufopfert. Er selbst ist sein Ideal; er will nicht etwas bewirken, sondern etwas vorstellen. Dabei aber ruft die innere Stimme unaufhörlich ihm zu: Laß ab, laß ab;

Du bist das nicht wofür Du Dich ausgibst; mache doch nicht Dir selbst und andern etwas weiß. In einem solchen Schwanken und Zweifeln ist ihm denn ein jedes Lob ungemein willkommen, das vielleicht gar nicht ernstlich gemeint war, welches er aber als eine Stütze seiner schwankenden Ueberzeugung ergreift. Damit stimmt es auch vortrefflich daß Don Quixote, da ihm die irrende Ritterschaft untersagt ist, mit dem Gedanken umgeht, ein Schäferleben zu führen. Denn während der wahrhaft Begeisterte niemals seine Ideale wechselt, so bleibt sich doch der eitle Mensch keineswegs in seinen Anmaßungen treu; Ritter und Schäfer — das ist ihm einerlei, wenn er dabei nur als Etwas das er nicht ist, erscheinen kann.

Ludovico. Nach Ihrer Ansicht werden

Sie aber Sancho's Verhältniß zu seinem Herrn nicht erklären können.

Adalbert. Ich kann es sehr wohl, und das ist eben die Blume von meiner ganzen Beweisführung. Sagen Sie mir doch aber zuerst, wie erklären Sie es denn daß diese beiden so verschiedenen, sich immer zurückstoßenden Charaktere wie durch eine Wahlverwandtschaft an einander gebunden sind? Wie erklären Sie es, was noch unbegreiflicher scheint, daß der Leser ihre endlosen Zwiegespräche, worin doch nur immer dasselbe Thema abgehandelt wird, nicht nur erträgt, sondern mit immer steigendem Ergötzen vernimmt?

Ludovico. Erkennen Sie denn nicht darin die Meisterhand des Künstlers daß er der poetisch ausschweifenden Natur des Herrn, diese nüchterne prosaische Natur des

Dieners, die sich immer in den engsten Grenzen der Wirklichkeit hält, zum Gegensatze gegeben hat?

Adalbert. Daß beide Charaktere einen Gegensatz bilden sollen, sehe ich wohl. Aber die Frage ist: Auf welchen Gesetzen der menschlichen Natur beruht es, daß beide, trotz ihrer Verschiedenheit, sich immerfort anziehn, einander unentbehrlich sind? Woher kommt es, daß dies auch dem Leser nicht auffällt, und daß sein Gefühl ihm sagt, einer sey für den Andern gemacht? Denn ziehen wir die Erfahrung zu Rathe, so finden wir, daß es sich ganz anders verhält, daß die poetischen und die prosaischen Naturen, die dem Ideale und die der Wirklichkeit zugewendeten, sich gegenseitig abstoßen, und daß zwischen ihnen eben so

wenig sich eine Vereinigung stiften läßt, als zwischen Feuer und Wasser.

Theophilus. Nun, wie erklären Sie denn dieses Räthsel?

Adalbert. Don Quixote ist der Ehrgeiz und Sancho der Eigennutz. Beide Leidenschaften sind Brüder, in demselben Herzen geboren von der Sünde. Sie will seyn wie Gott, und gibt dadurch dem Ehrgeize das Daseyn; sie schaut an, daß von dem Baume gut zu essen wäre, und erzeugt den Eigennutz. Alle Leidenschaften, auch bei einem äußerlich verschiedenen Streben, stehn dennoch mit einander in genauer Verbindung. Das hat Cervantes wohl gefühlt; deshalb hat er dem Don Quixote nicht nur den Sancho zugesellt, er läßt auch in den ersten Theilen das Spiel unzähliger andern irdischen Leidenschaften

sich um die beiden bewegen. Das fällt zwar weg in dem zweiten Theile; aber es bleibt doch der Herr und der Diener; diese genügen, denn Ehrgeiz und Eigennutz sind die Haupttriebe des natürlichen Menschen; und der Leser hat an ihren endlosen Gesprächen eine immer gleiche Freude, weil das Dichten und Trachten des natürlichen Herzens doch eigentlich nichts anders ist als ein Selbstgespräch zwischen Ehrgeiz und Eigennutz.

Ludovico. Seltsame Verbindung des Pietismus und der Belletristerei! Also trüge wohl jeder sogenannte natürliche Mensch seinen Don Quixote und seinen Sancho im Herzen?

Adalbert. Ohne Zweifel. Der Herr spricht: Folge mir, wir wollen Königreiche erobern. Das wird nicht angehn, versetzt der Diener. Doch, doch, fährt der erste

Bayerische
Staatsbibliothek
München

fort; und dann sollst du Statthalter einer Insel werden. Empfange indeß eine Verschreibung auf einige Eselsfüllen. Dadurch gestärkt folgt der Diener, immer noch zweifelnd; hat aber der Herr einen armen Reisenden heruntergestochen, so ist er schnell zum Glauben erwacht, und springt von seinem Esel, um den Gefallnen zu plündern. Ich frage Sie, meine Freunde, ist das nicht eine ewig wahre Geschichte? Hat sie sich nicht in unser aller eigenem Herzen zugetragen?

Theophilus. Gut, vortrefflich! Theilen Sie uns noch mehr von den erbaulichen Betrachtungen mit, die Sie über das Buch anstellen.

Adalbert. Ich denke mir den armen Ritter mit dem Becken auf dem Kopfe, dem geflickten Harnisch vor der Brust, der Stange

in der Hand, sitzend auf dem abgelebten Klepper; und ich spreche zu mir selbst: So erscheint jeder Ehrgeizige, mag er auch mit einer Lorbeerkrone geschmückt, auf einem geflügelten Rosse, oder auf einem Triumphwagen einherziehn — so erscheint er in den Augen der ewigen Wahrheit. Jeder Ehrgeizige ist ein Ritter von der traurigen Gestalt. Aber gib Acht, was ihm bevorsteht! Siehst Du, wie die Mühlenflügel ihn zu Boden werfen, wie die Maulthiertreiber ihn zerschlagen, daß ihm nichts Gesundes am Leibe übrig bleibt; wie die Weltordnung, gegen die er sich auflehnt, durch ihre unwiderstehliche Gewalt, ihn zurücktreibt in die enge, kleine Wohnung die er so thöricht verlassen hatte? Hast Du nicht ähnliche Erfahrungen gemacht? Wenn Du nie für etwas anders hättest gehalten

werden wollen, als für das was Du bist, nämlich für einen einfachen und beschränkten Menschen, wenn Du ohne Ansprüche durch die Welt gegangen wärest, so würden Menschen und Ereignisse Dir freundlich begegnet seyn, und Du hättest Dich hindurch gewunden durch die Menge, von Keinem bemerkt, aber auch von Keinem gekränkt und beleidigt. Doch Du hast auch etwas bedeuten wollen; Du bist mit manchen sehr unbegründeten Ansprüchen aufgetreten; auch Du bist wie durch Mühlenflügel und verzauberte Mohren in die bescheidenen Grenzen die Du verlassen hattest, zurückgewiesen worden. O bekenne es, daß die Wunden Deines zerschlagenen eitlen und hochmüthigen Herzens Dich oft mehr geschmerzt haben mögen als den armen Ritter von La Mancha die Wunden seines zerschlagenen Körpers schmerzten!

Zögre jetzt nicht länger; und aus dem Pallaste des Herzogs, wohin Du doch nicht gehörst, kehre bald zurück in Dein kleines Dorf, in Dein stilles Argamasilla, um dort, des Abends vor der Thür sitzend, mit dem Pfarrer und dem Barbier, über gutes und schlechtes Wetter, über Heu- und Kornernte ganz gewöhnliche Gespräche zu führen. Glücklich der arme Ritter von La Mancha, daß noch vor seinem Tode ihm ein Licht aufging, daß die Wolken sich zerstreuten die sein Gehirn umlagert hatten, daß er den sündlichen Wahnsinn seines Lebens erkannte, und Gott und die Menschen deshalb um Verzeihung bat! Möchtest auch Du, allen Täuschungen bald entsagen, alle Hüllen abstreifen, mit denen Du Dich so vergeblich geschmückt hast; damit der Tod, wenn er kommt, Dich recht klein, recht demüthig,

und in herzlicher Reue über die Irrsale Deines vergangenen Lebens antreffen möge!

Ludovico. Einen solchen Sermon über ein Kunstwerk auszuhalten könnte mir die ganze schöne Litteratur verleiden.

Theophilus. Ich gehe, um den Don Quixote sogleich von Neuem anzufangen.

Von dem Wesen
der mystischen Theologie.

Ein Versuch.

Sicut multis qui clerici vel litterati aut sapientes, vel philosophi aut theologi nominantur, occultandus est sermo de mystica theologia: sic plurimis illitteratis et simplicibus, fidelibus tamen, tradi potest.

Gerson.

1. Der menschliche Geist kann bei seiner Beschäftigung mit den göttlichen Lehren ein dreifaches Verfahren beobachten; und demgemäß kann auch die Theologie eine dreifache Richtung nehmen, die historische, die philosophische und die mystische.

2. Wenn man die göttlichen Wahrheiten betrachtet in Beziehung auf die Thatsachen der Offenbarung und auf die Aussprüche der Schrift, welche sie begründen; wenn man die daraus geschöpften Lehren unter gewissen allgemeinen Gesichtspunkten

zusammenstellt; wenn man — da die Entwickelung dieser Lehren nicht Sache eines Einzelnen, sondern nur einer Gesammtheit seyn kann — dabei Rücksicht nimmt auf die von der Kirche ausgegangenen Erklärungen: so entsteht aus dieser Richtung die historische Theologie, in welcher neben dem biblischen, auch der symbolische Charakter hervortreten wird.

3. Die also gefundenen Lehren, indem nun eine Wahrheit zum Grunde gelegt, und von Begriffen zu Begriffen fortgeschritten wird, als ein engverbundenes Ganze darzustellen, und so das Bedürfniß des in seiner Erkenntniß nach Einheit strebenden Geistes zu befriedigen: dies ist das Geschäft der philosophischen Theologie.

4. Sind die göttlichen Wahrheiten durch die mannigfaltigen Operationen der histori-

schen und vielleicht auch der philosophischen Theologie aus der Schrift geschöpft, zusammengestellt, durchdacht, und so viel als es möglich seyn mag, begriffen: so läßt sich zu ihnen noch eine dritte Stellung des menschlichen Geistes denken. Es ist nicht immer nöthig sich zugleich mit einer jeden Wahrheit auch die Aussprüche der Schrift welche sie begründen, oder den Zusammenhang worin sie in dem Systeme gestellt ist, zu vergegenwärtigen; man kann auch die Wahrheit an und für sich selbst dem Geiste vorhalten, und sie zu ihm in ein unmittelbares Verhältniß bringen. Durch die Erleuchtung, welche schon der Glaube voraussetzt, muß der Geist eine solche Empfänglichkeit für die Wahrheit erhalten haben, daß diese, auch wenn er sich nicht in jedem Augenblicke aller Beweise für dieselbe be-

wußt seyn sollte, durch ihre eigene Kraft auf ihn wirken könne. Nehmen wir dies an, so werden wir nicht umhin können, der Seele auch ein Vermögen zuzuschreiben, der anerkannten und vornehmlich der sich ihr ohne Vermittlung darbietenden Wahrheit sich zu freun, und sich ihrer Betrachtung mit Wohlgefallen hinzugeben. Eine Darstellung der göttlichen Wahrheit, bei welcher die Seele gegen dieselbe sich in einer solchen mit Liebe verbundenen Anschauung erhält, ist die mystische Theologie. Dieser Name, der etwas Geheimnißvolles bezeichnet, ist in sofern gut gewählt, als dieser Zustand der Anschauung und des höhern Gefühls für einen jeden ein Geheimniß bleiben muß, der sich nicht selber darin befunden hat. Doch könnte diese Benennung den Verdacht erregen, als ob hier Lehren, die

nicht durch die Schrift, sondern durch ein vermeintes inneres Licht, offenbart wären, mitgetheilt werden sollten; und es würde vielleicht die mystische Theologie, mit einem Namen der besser ihr Wesen bezeichnet, Theologie der unmittelbaren Anschauung genannt werden können.

5. Wenn es unvermeidlich wäre, daß in der philosophischen Theologie der offenbarte Inhalt verloren ginge; oder daß in der mystischen an die Stelle desselben Bilder und Spiele der Phantasie untergeschoben würden: so könnten sie nicht als verschiedene Richtungen der Theologie, sondern nur als dem Glauben verderbliche Ausartungen derselben angesehen werden. Wenn aber beide sich von der historischen nicht durch ihren Inhalt, sondern nur durch die Form seiner Behandlung unterscheiden;

wenn sie sich niemals von ihr losreißen, sondern sie für ihr nothwendiges Fundament erkennen: so würde es nur Beschränktheit seyn, wenn man ihre Echtheit läugnen, und ihnen ihren Werth streitig machen wollte.

6. Es ist jedoch für das Heil des Christen durchaus nicht nothwendig, daß sein Glaube sich zu einem zusammenhängenden Systeme von Gedanken ausbilde, oder daß sein inneres Leben oft und anhaltend in einen Zustand unmittelbarer Anschauung übergehe. Zwar genügt es niemals, nur die Historien zu wissen; aber es genügt, die Thatsachen der Offenbarung also ergriffen zu haben, daß das Gemüth in Buße, Glaube und Liebe sich zu Gott wende. Und so kann auch die historische Theologie genügen, welche auf diesem Standpunkte verweilt, und die göttlichen Lehren in der Form darstellt,

kann nie zu einer philosophischen Theologie führen, sondern nur für eine Verneinung derselben gelten. Auch wenn die göttliche Offenbarung in ein philosophisches System hineingezwängt wird, das ohne Rücksicht auf sie entworfen ward, und worin sie nur so viel gilt, als die Erfordernisse desselben und das Gutdünken des Urhebers sie wollen gelten lassen: so kann auch eine solche, der Philosophie ganz unwürdige Behandlung der göttlichen Wahrheiten, unmöglich philosophische Theologie genannt werden. Wenn man aber, bei voller Anerkennung der göttlichen Offenbarungen, von einem Punkte innerhalb des durch sie gegebenen Kreises ausgeht; wenn man darthut, wie man von diesem Punkte aus zu allen übrigen gelangen kann und muß; wenn man also die göttlichen Wahrheiten in ihrer genauen Ver-

bindung darstellt, und zeigt wie die eine nicht ohne die andere zu denken ist: so ist ein solches Bemühn, vom Glauben zur Erkenntniß zu gelangen, der Wissenschaft und des Glaubens gleich würdig; es verdient Billigung auch wenn es niemals vollständig gelingen sollte; denn der Wissenschaft könnte doch alsdann nichts nachgesagt werden, als daß sie das, was sie in unserm jetzigen Zustande immer bleiben wird, — nämlich Stückwerk, auch in dieser Beziehung geblieben wäre.

9. Wenn nun also die philosophische Theologie aus dem Bedürfnisse des menschlichen Geistes hervorgeht, Ordnung und Zusammenhang in seine Vorstellungen zu bringen: so fragt sich, welches wahre Bedürfniß des Geistes dann durch die mystische Theologie befriedigt wird, und welche von

seinen Grundkräften sich dabei thätig erweisen. Nur durch die Zurückführung auf ein solches Vermögen, das, indem es nach seinen eigenen Gesetzen verfährt, auch die göttlichen Wahrheiten auf eine ihnen ganz angemessene Weise auffaßt, wird die mystische Theologie gegen den Vorwurf daß sie nur eine Krankheit des menschlichen Geistes sey, vertheidigt werden können.

10. Diese Aufgabe durch psychologische Erörterungen der mystischen Theologie eine feste Grundlage zu verschaffen, hat schon, wie es uns scheint, Johann Gerson mit großer Klarheit und Vollständigkeit gelöst. Er unterscheidet sowohl im Erkenntniß- als im Begehrungsvermögen drei Stufen. Auf der untersten steht im Erkenntnißvermögen die sinnliche Wahrnehmung[1]), im Begeh-

[1]) potentia cognitiva sensualis.

rungsvermögen die sinnliche Begierde [1]). Auf der zweiten Stufe findet sich die Vernunft die aus Vordersätzen Schlüsse bildet [2]); und ihr gegenüber im Begehrungsvermögen, die vernünftige Neigung, die durch Vorstellungen der Vernunft erweckt und geleitet wird [3]). Den Gipfel für das Erkenntnißvermögen bildet die einfache Intelligenz, und für das Begehrungsvermögen die Synteresis oder Geistesspitze [4]). Die einfache Intelligenz erkennt durch ein von Gott gegebenes Licht die höchsten Principien unmittelbar für gewiß [5]); die Synte-

[1]) appetitus animalis.

[2]) ratio est vis animae cognoscitiva, deducitiva conclusionum ex praemissis.

[3]) appetitus rationalis est vis animae affectiva, apta moveri immediate ab apprehensione cognoscitiva rationis.

[4]) apex mentis.

[5]) intelligentia simplex est vis animae cognoscitiva

resis umfaßt das durch die einfache Intelligenz vorgestellte Gute mit einer von Gott unmittelbar eingeflößten Neigung. Diese beiden letzteren Seelenkräfte sind es, aus deren Thätigkeit, wenn sie sich auf die göttliche Wahrheit wenden, um sie anzuschauen und zu lieben, die mystische Theologie hervorgeht [1]).

11. Auf der untersten Stufe des Erkenntnißvermögens kann durch die sinnliche Wahrnehmung nur eine unabsichtliche, zur Zerstreuung sich hinneigende Beschäftigung mit

---

suscipiens immediate a deo naturalem quandam lucem in qua et per quam principia prima cognoscuntur esse vera et certissima.

[1]) Synteresis est vis animae appetitiva suscipiens immediate a Deo naturalem quandam inclinationem ad bonum, per quam trahitur insequi monitionem boni, ex apprehensione simplicis intelligentiae repraesentati.

äußeren Dingen Statt finden[1]). Auf der zweiten Stufe äußert die Vernunft sich durch das Denken, welches mit Absicht und Anstrengung die Wahrheit erforschet[2]). Die Thätigkeit der einfachen Intelligenz, die Contemplation oder Anschauung, aber ist ein heller, leichter, freier umfassender Anblick der geistigen Dinge[3]).

12. Auf der andern Seite zeigt sich als das niedrigste im Begehrungsvermögen, die vernunftlose, unstäte Begierde[4]); höher

---

[1]) improvidus animae obtuitus, circa sensibilia ad evagationem pronus.

[2]) providus animae obtuitus in veritatis cognitione seu inquisitione vehementer occupatus.

[3]) perspicax et liber id est expeditus animae contuitus, in res spiritales perspiciendas usquequaque diffusus.

[4]) concupiscentia, libido, affectio improvida et vaga, sine utilitate et fructu.

steht, und dem Denken entsprechend, ein frommes und demüthiges Hinstreben zur Liebe des Wahren und Guten[1]). Ueber diesen allen aber wohnt in der Spitze des Geistes eine freie, leichte, ungezwungene Liebe zu dem angeschauten Gute, welche eine unbeschreibliche Süßigkeit mit sich führet[2])

13. Was wir bei Johann Gerson im funfzehnten Jahrhunderte fanden, das findet sich fast mit denselben Worten, nur nicht mit einer solchen Anwendung auf das

---

[1]) devotio, affectus pius et humilis, vehementer et fortiter tendens et nitens in amorem primae veritatis et bonitatis.

[2]) dilectio libera, pura, expedita et abstracta, quae ultra devotionem addit facilitatem et jucunditatem inaestimabilem.

Sämmtliche hier angeführte Stellen sind aus Gersons Traktat de theologia mystica speculativa.

Begehrungsvermögen, schon drei Jahrhunderte früher bei Richard von Sankt Victor, Hugo von Sankt Victor, und Bernhard von Clairvaux. Indem Richard die drei Operationen des Erkenntnißvermögens mit großer Genauigkeit unterscheidet[1]), unterläßt er nicht zu bemerken daß sie einen und denselben Gegenstand haben können[2]), und daß der Geist von der einen zur andern überzugehn pflegt[3]). Man wird die große

[1]) Richard nennt sie cogitatio, meditatio, contemplatio. De gratia contemplationis, woraus auch die beiden folgenden Stellen entlehnt sind.

[2]) multa a se invicem haec tria in modo differunt, quamvis quandoque in materia conveniant. De una siquidem eademque materia aliter cogitatio, aliter meditatio, longe aliter agit contemplatio. L. I. c. 3.

[3]) veritatem quidem diu quaesitam, tandemque inventam mens solet cum aviditate suscipere, mirari cum exsultatione, ejus admirationi diutius inhaerere. Et hoc est jam meditationem meditando excedere, et meditationem in contemplationem transire. L. I. c. 4.

Mäßigung die in den Erklärungen dieser mystischen Theologen herrscht, nicht unbemerkt lassen. Denn selbst der einfachen Intelligenz geben sie zum Gegenstand, nicht das Göttliche selbst, sondern nur die ersten Prinzipien der Dinge, die Wahrheit; und sie sind so weit entfernt, das in Begriffen und Schlüssen fortschreitende Denken zu verachten, daß es bei ihnen als eine Vorbereitung zur Anschauung erscheint, welche nur dann erst, wenn das Denken zu einem Resultate gelangt ist, eintritt, um dies letztere zu betrachten und sich desselben zu freuen. Wenn wir also stets auf eine Verbindung dringen zwischen der mystischen Theologie der Anschauung, und der historischen und philosophischen, in denen beiden ein folgerechtes Denken herrscht; so ist dies keines-

weges der Ansicht jener älteren Theologen entgegen.

14. Hugo von Sankt Victor giebt schon von der Anschauung, als der höchsten Thätigkeit des Erkenntnißvermögens, dieselbe Erklärung die Johann Gerson nur wenig erweitert und verändert hat. Bernhard von Clairvaux stellt dieselbe dreifache Stufenfolge der Thätigkeiten des Erkenntnißvermögens auf. Er nennt die niedrigste, dispensative; die höhere, ästimative; die höchste, speculative Betrachtung. Die erste beschäftigt sich mit sinnlichen Gegenständen, und dem daraus zu ziehenden Nutzen. Die zweite führt durch fleißige und vernünftige Erwägung der Dinge zur Erkenntniß Gottes. Die dritte erhebt sich, so weit ihr dazu ein göttlicher Beistand ertheilt wird, über die

irdischen Dinge zur Anschauung des höchsten Wesens[1]).

15. Ob es nun ein solches Vermögen gibt die göttliche Wahrheit unmittelbar zu schauen und zu lieben, das ist die Frage worauf hier alles ankommt; denn da aus der Thätigkeit dieses Vermögens, nach den angeführten Erklärungen, die mystische Theologie hervorgehn soll, so wird sie mit demselben zugleich anerkannt oder verworfen werden müssen. Zur Anerkennung eines solchen Vermögens wird aber schon das gewöhnliche christliche Bewußtseyn sehr leicht

[1]) dispensativa est consideratio sensibus sensibilibusque rebus ordinate et socialiter utens, ad promerendum deum; aestimativa est consideratio prudenter et diligenter quaeque scrutans et ponderans ad vestigandum deum. Speculativa est consideratio se in se colligens, et quantum divinitus adjuvatur, rebus humanis eximens ad contemplandum Deum. De consideratione L. V. c. 2.

geführt werden können. Denn unstreitig trägt dasselbe in sich die Wahrheiten von dem Daseyn Gottes, von der Erlösung und der Unsterblichkeit, die, ohne daß es nöthig wäre, sie jedesmal aufs neue durch Zeugnisse und Beweise zu begründen, vor das Innere treten und die Gefühle desselben erregen. So daß also das Mystische hier nicht das Seltene sondern das ganz Gewöhnliche seyn würde.

16. Auch unter den Philosophen würden vielleicht Manche uns ihre Zustimmung nicht versagen können. Dies wären diejenigen die ohne das Daseyn Gottes läugnen zu wollen, dennoch behaupten, daß es für dasselbe keine eigentlichen Beweise gebe. Da sie nun also, nach ihrer Meinung, nicht durch Beweise, das heißt durch ein in Begriffen fortschreitendes Denken, zum Da=

seyn Gottes gelangen, und da sie es dennoch als etwas gewisses annehmen, so bleibt nichts übrig als vorauszusetzen, daß es ihnen in unmittelbarer Anschauung der Vernunft gegeben sey. Die Vernunft würde ihnen also ungefähr eben das seyn was bei Gerson einfache Intelligenz genannt wird, nämlich das Vermögen, das Daseyn der Dinge unmittelbar und ohne Schluß zu erkennen. Indem wir diese Zugeständnisse zu Gunsten der mystischen Theologie annehmen, bemerken wir, daß uns hier sogar mehr zugestanden wird, als wir bedürfen. Denn wenn wir auch glauben der Seele ein solches Vermögen unmittelbarer Anschauung für die göttliche Wahrheit vindiciren zu müssen, so läugnen wir doch keineswegs daß es möglich sey zu eben diesem Ziele, und hier namentlich zur Erkenntniß vom

Daseyn Gottes, auch auf dem Wege der Begriffe und Schlüsse zu gelangen. Der Schluß von dem Endlichen auf das Unendliche, von der Welt auf ihren Urheber, wird von dem menschlichen Verstande immerfort wiederholt werden, so viel auch die Philosophen an seiner Form aussetzen mögen.

17. Um allen Mißverständnissen vorzubeugen, wird es dienlich seyn hier noch zu bemerken, daß wenn wir auch dem menschlichen Geiste ein Vermögen zuschreiben, die Wahrheit unmittelbar zu schauen, wir dennoch nicht annehmen, daß dies Vermögen anders in Thätigkeit übergehn könne, als durch die Einwirkung eben der Gnade, welche zur Erweckung des Glaubens nothwendig ist. Damit stimmen häufige Erklärungen der mystischen Theologen auch durchaus überein.

18. Eine völlig gültige Nachweisung daß die mystische Theologie das Recht habe, als eine besondere Gestalt der Theologie zu existiren, wird aber allein aus der Schrift geführt werden können; und zwar wird zu diesem Ende dargethan werden müssen, daß die Schrift in ihren Belehrungen sich auch an dies der mystischen Theologie zum Grunde liegende Vermögen einer Anschauung der göttlichen Wahrheit wendet, und es also bei dem Menschen voraussetzt. Nun werden wir gewiß mit Freuden zugeben, daß die Schrift am häufigsten ihre Belehrungen an Thatsachen knüpft, und daß deshalb auch die historische Theologie immer die erste und vornehmste bleiben wird. Aber schon dies wird nicht geläugnet werden können, daß die Schrift nicht selten uns auffordert durch Schlüsse von anerkannten Wahrheiten

uns zu andern weniger bekannten zu erheben, und hierauf würde die philosophische Theologie sich berufen können, um das in ihr vorzugsweise herrschende Verfahren zu rechtfertigen. Endlich aber wird sich auch nachweisen lassen, daß die göttliche Offenbarung, ohne sich auf Schlüsse und Thatsachen zu berufen, von dem menschlichen Geiste eine unmittelbare Anerkennung fordert, welche sie nicht fordern könnte, wenn nicht das Vermögen dazu in uns vorhanden wäre; und dadurch würde die mystische Theologie das Recht erhalten, den Vorwurf daß sie eine Verirrung sey, zurückzuweisen, und sich als eine wahrhaft biblische, obgleich nicht umfassende, Entwickelung der göttlichen Wahrheit geltend zu machen. Daß nur in der heiligen Schrift ein solcher dreifacher Lehrtypus in der That vorkomme, wollen

wir versuchen nachzuweisen in Betreff der wichtigen Lehren vom Daseyn Gottes, von der Gottheit Christi, von der Sünde, von der Erlösung, und von der Unsterblichkeit, um dadurch neben der historischen Theologie, auch die philosophische und die mystische zu begründen.

19. Das Daseyn Gottes lehrt die Schrift auf historischem Wege indem sie die große und einfache Geschichte seines Verhältnisses zu den Menschen erzählt. Er ist der Schöpfer der Menschen; er zeigt ihnen nach ihrem Falle seine Gerechtigkeit und sein Erbarmen. Er ist der Gott Abrahams, Isaaks und Jacobs; er ist der König Israels, der seinem Volke Propheten sendet, und ihre Weissagungen erfüllt. Er, der Vater Jesu Christi, giebt seinen eingebornen Sohn hin, um die Menschen zu erlösen. Man sieht

Gott handeln, man hört seine Stimme, und kann nicht zweifeln daß er ist.

Die Schrift will aber auch daß Gott in seinen Werken erkannt werde. Wenn sie im alten Testamente oft das Sichtbare schildert, um zur Bewunderung und Anbetung des unsichtbaren Gottes aufzufordern; so lehrt sie ausdrücklich im neuen Testamente daß Gottes unsichtbares Wesen, das ist, seine ewige Kraft und Gottheit wird ersehn, so man deß wahrnimmt an den Werken, nämlich an der Schöpfung der Welt. Von der Welt zu Gott als dem Urheber und Regierer derselben, gelangt man aber nur mittelst eines Schlusses, dessen Vordersatz bei den Mehresten nicht deutlich in das Bewußtseyn tritt, aber kein anderer seyn kann, als dieser: daß das

Römer 1, 20.

Endliche und Unvollkommene den Grund seines Daseyns und Bestehns, seiner regelmäßigen Anordnung, nicht in sich selber haben könne, sondern nur in einem unendlichen, vollkommnen Wesen. Eine solche Erkenntniß Gottes durch Begriffe und Schlüsse, wozu die Schrift selber Anleitung giebt, würde aber, sobald sie in ausgebildeter systematischer Form erschiene, nicht anders als eine philosophische Erkenntniß genannt werden können.

Die Schrift sagt aber auch: Daß sie den Herrn suchen sollten, ob sie doch ihn fühlen und finden möchten, und zwar er ist nicht fern von einem jeglichen unter uns, denn in ihm leben, weben und sind wir. Dies ist keine Anführung von Thatsachen, keine Verknüpfung

Apostelgesch. 17, 27. 28.

von Begriffen; es ist eine Berufung auf ein Vermögen des Menschen, den Gott in dem wir leben, weben und sind durch unmittelbare Anschauung zu finden und zu fühlen. Assaph ruft: Wenn ich nur Dich habe, so frage ich nichts nach Himmel und nach Erde. Wenn mir gleich Leib und Seele verschmachtet, so bist Du doch Gott allezeit meines Herzens Trost und mein Theil. Wer so redet, der bezeugt daß er für Gott eine Liebe empfinde, und mit ihm in einer Gemeinschaft stehe, die nur in einer unmittelbaren Anschauung der Vollkommenheit des sich offenbarenden Gottes, ihren Grund haben können. Diese Gestalt, worin die Lehre vom Daseyn Gottes in der Schrift erscheint, wäre also, indem sie das Vermögen einer solchen An-

Ps. 73, 25. 26.

schauung bei dem Menschen voraussetzt, eine Rechtfertigung der mystischen Theologie.

20. Zur Anerkennung daß Christus von Gott gesandt ist, und daß seine Aussprüche, worin er sich dem Vater gleich stellt, göttliche Wahrheit sind, führt die Schrift ebenfalls auf diesem dreifachen Wege. Besonders häufig sind hier die historischen Zeugnisse. Die Erscheinung Christi steht in Verbindung mit den Prophezeihungen früherer Jahrhunderte, welche durch sie erfüllt werden; sein Leben ist verherrlicht durch Wunder, in denen Gott, der Schöpfer und Regierer der Welt, nicht nach den Bedingungen, denen er die irdischen Dinge unterworfen hat, sondern nach höheren Gesetzen wirkt. Das Werk Jesu Christi besteht auch nachdem er die Welt verlassen hat; und daß es fortdauert, trotz so vielen feindseligen

Mächten die es bestürmen, ist ein in die Augen springender Beweis von dem göttlichen Ursprung auf den es zurückgeführt werden muß, von der göttlichen Sendung, von der Wahrhaftigkeit seines Stifters.

Indem Christus sich auf die in ihm erfüllten Prophezeihungen, auf die durch ihn vollbrachten Wunder beruft, indem er verkündet, daß die Pforten der Hölle seine Gemeine nicht überwältigen sollen; verlangt er zugleich daß seine Worte durch ihren unmittelbaren, von seiner Erscheinung und Persönlichkeit unterstützten Eindruck auf das Gemüth, für wahr und göttlich anerkannt würden. Denn er fragt: Wer unter euch kann mich einer Sünde zeihen? Und fügt sogleich hinzu: So ich euch aber die Wahrheit sage, warum

Johannes 8, 46. 47.

glaubet ihr mir nicht? Und dies Vermögen die Wahrheit in unmittelbarer Anschauung zu erkennen, ist nicht etwa nur das Erbtheil einzelner, besonders begünstigter Menschen, sondern es äußert sich bei einem jeden der seinen Sinn zu Gott gewendet hat, und bleibt nur unthätig in einer von Gott entfremdeten Seele. Denn Christus fährt fort: Wer von Gott ist, der höret Gottes Wort; darum höret ihr nicht, denn ihr seyd nicht von Gott. Und er sagt: So Jemand will deß Willen thun (der mich gesandt hat) der wird inne werden, ob diese Lehre von Gott sey, oder ob ich von mir selber rede. Dieses Zeugniß der unmittelbaren Anschauung unterscheidet er selbst von dem historischen Zeugniß der Werke,

Johannes 7, 17.

ohne doch jemals dies letzte gegen das erste herabzusetzen. Glaubet doch den Werken, wollt ihr mir nicht glauben. Glaubet mir daß ich im Vater, und der Vater in mir ist; wo nicht so glaubet mir doch um der Werke willen. Dieser Eindruck den seine Persönlichkeit auf diejenigen hervorbrachte die ihn in lebendiger Gegenwart reden und handeln sahn, wird aber auch bei denen nicht fehlen, die sich nach den Erzählungen der Evangelisten ein Bild von ihm entwerfen, und in der Schrift seine und seiner Jünger Worte mit einem zu Gott gewendeten Sinne vernehmen. Denn es werden alsdann diese Worte ihr Herz ganz anders berühren, als es menschliche Worte vermöchten; und einmal in das Innere aufgenommen, werden sie

Johannes 10, 38. Johannes 14, 11.

durch ihre segensreiche Einwirkung sich täglich mehr als Worte Gottes bewähren. Dies ist so klar, daß es sich nicht verkennen läßt; und deshalb hat auch die Theologie nicht vermeiden können sich für die Göttlichkeit der heiligen Schrift und ihrer Lehren auf ein Zeugniß des heiligen Geistes und einen Beweis aus innerer Erfahrung zu berufen. Hier befindet sie sich aber auf mystischem Grund und Boden, denn sie setzt eben das voraus, was die mystische Theologie zu ihrer Begründung nöthig hat, daß es nämlich dem Menschen, durch den Beistand des göttlichen Geistes, möglich sey, die göttliche Wahrheit nicht auf discursivem Wege, sondern in unmittelbarer Anschauung aufzufassen.

Hat man nun aber durch das historische Zeugniß und durch das Zeugniß des heili-

gen Geistes die Gottheit Christi erkannt, so entsteht die Frage: Wie die Gottheit Christi mit der Einheit des göttlichen Wesens zusammengedacht werden könne. Diesem Bedürfnisse des denkenden Geistes kommt der Schrift entgegen, indem sie bei der Einheit des göttlichen Wesens eine Verschiedenheit der Personen lehrt. Die Lehre von der Dreieinigkeit ist also die philosophische Ausbildung der Lehre von der Gottheit Christi; die höchste Spekulation der philosophischen Theologie; einem jeden unentbehrlich, der in der Erkenntniß der göttlichen Wahrheiten nach Zusammenhang strebt.

21. Was die Lehre von der Sünde betrifft, so läßt sich nicht verkennen, daß die Absicht der biblischen Geschichte von Anfang bis zu Ende sey, die Macht der Sünde — aber freilich auch die viel größere Macht

der Gnade — zu zeigen. Das mit dem Sündenfall beginnende und sich fortpflanzende Verderben führt schon in der Familie der ersten Menschen zu einem schrecklichen Verbrechen. Mit unglaublicher Schnelligkeit stürzt sich — während Gott einen Strom geheiligten Lebens nicht versiegen läßt, — jenes ganze Geschlecht in die ungeheuerste Entfernung von seinem Schöpfer, bei welcher es in den Wassern der Sündfluth seinen Untergang findet. Die Erde wird aufs neue bevölkert durch die Nachkommen einer Familie welche die Erkenntniß Gottes und seiner Gebote, die sie besaß, auf alle folgenden Geschlechter hätte fortpflanzen können; aber die zugleich fortgepflanzte Sünde hemmt die Erkenntniß der Wahrheit; die Menschen, die sich selbst, ihre Neigungen und die Gegenstände derselben vergöttern, werden der=

gestalt eitel in ihrem Dichten, daß sie mit ihrem unverständigen, verfinsterten Herzen, die Herrlichkeit des unvergänglichen Gottes verwandeln in ein Bild gleich dem vergänglichen Menschen, und das der Vögel und der vierfüßigen und kriechenden Thiere. Damit die Erkenntniß der Wahrheit durch die hereindringende Macht der Finsterniß nicht gänzlich verloren gehe, schreitet Gott durch Wunder in die natürliche Ordnung der Dinge ein, indem er seine Offenbarungen einer Familie und dem daraus entspringendem Volke anvertraut. Diese Väter des jüdischen Volkes und die frommen Männer durch alle Zeiten des alten Testamentes, wie groß sie auch erscheinen mögen in der, von der göttlichen Gnadensonne erleuchteten Seite ihres Wesens, sie gewähren alle, durch die Schwächen und Sünden, womit sie von

Römer 1, 21 — 23.

der andern Seite behaftet bleiben, ein Beispiel zu der großen Wahrheit, daß die Menschen allzumahl Sünder sind und des Ruhms ermangeln, den sie an Gott haben sollten. Die zuerst nach dem Sündenfalle ertheilte, und seitdem oft erneute Verheißung eines Erretters, und eines Segens von Oben, predigt das Bedürfniß der Errettung, und das Vorhandenseyn des Fluches. Da Gott, der die Verheißung ertheilte, auch das Gesetz gegeben hat, so erscheint nun erst ganz deutlich der furchtbare, und bejammernswerthe Widerspruch zwischen diesem und der menschlichen Natur. Israel, — dessen Verirrungen und Schicksale sich in jedem menschlichen Leben wiederholen — besitzt das Gesetz nur, um es zu übertreten und um die Strafen für die Uebertretung zu erdulden. Am allergewaltigsten aber

Römer 3, 23.

drängt sich die Ueberzeugung von dem Daseyn der Sünde auf bei der Erscheinung des Erlösers, welcher stirbt um die Menschen, die anders nicht von ihrer Gewalt befreit werden konnten, zu erretten.

Wenn die Schrift in dieser ganzen historischen Darstellung auf das gewaltigste das Daseyn der Sünde bezeugt, so hat sie dadurch allein noch nicht die Schwierigkeiten gelöset, welche das Denken in dieser Annahme findet, für welches unstreitig die Vorstellung des Verhältnisses worin die Sünde einerseits zu dem heiligen Gott, und andererseits zu der Natur des Menschen steht, eine der schwierigsten Aufgaben bildet. In ihren Belehrungen über dies doppelte Verhältniß gewährt die Schrift eine Grundlage zur philosophischen Behandlung dieses wichtigen Gegenstandes. Sie

lehrt aber: Gott schuf den Menschen ihm zum Bilde. Durch einen Menschen ist die Sünde gekommen in die Welt. Gott ist nicht ein Versucher zum Bösen, er versucht Niemand. Gottes Heiligkeit bleibt also ungetrübt, denn nicht von ihm, der den Menschen nach seinem Ebenbilde geschaffen hat, und der ihn nicht zum Bösen versucht, darf der Ursprung der Sünde und des Uebels hergeleitet, er darf nur dem Menschen selber zugeschrieben werden, der, unter Gottes Zulassung, die Freiheit, die er stets zur Befolgung seiner Gebote hätte anwenden können, zu ihrer Uebertretung mißbrauchte. So kann also in Beziehung auf Gott, unbeschadet seiner Vollkommenheit, die Sünde als möglich, und als wirklich gedacht wer-

1 Moses 1, 27. Römer 5, 12. Jacobi 1, 13.

den. Diese Herleitung des Bösen aus dem Mißbrauche der Freiheit, genügt aber noch nicht allein um das Räthsel der menschlichen Natur zu lösen, in welcher das Fleisch wider den Geist, und den Geist wider das Fleisch gelüstet; welche von anscheinend unvereinbaren, in ihr vereinten Kräften in entgegengesetzte Richtungen getrieben wird; in welcher große Kräfte, und noch größere Bedürfnisse liegen; auf welche aber dennoch das Böse seinen Einfluß behauptet, und mit seinen dunkeln Verzweigungen selbst die edelsten Eigenschaften und Anlagen durchdringt. Dieses Räthsel löset die Schrift durch die Belehrung daß was vom Fleische geboren wird, Fleisch; daß das Dichten des menschlichen Herzens, böse von Jugend auf; daß die menschli-

Galater 5, 17. Joh. 3, 6. 1 Moses 8, 21.

che Natur mit einer Anlage zur Sünde behaftet ist. Es gibt keinen von Menschen ersonnenen Gedanken, der eine solche philosophische Tiefe hätte, und zur Erklärung so vieler Erscheinungen diente, als diese Lehre von der Erbsünde. Verbunden mit derjenigen von der ursprünglichen Vollkommenheit und dem darauf erfolgten Abfalle unserer Natur, ist sie der Ausgangspunkt für alle richtige Betrachtung, des menschlichen Herzens, und der menschlichen Angelegenheiten, wo stets Gutes und Böses, Hohes und Gemeines seltsam gemischt sind; und nur durch ihre Hülfe lernt der denkende Mensch sich selbst verstehn.

Das Wichtigste aber bei der Erkenntniß der Sünde ist, daß ein jeder nicht nur ihr Vorhandenseyn im allgemeinen, sondern auch ihre Wirkung in seinem eigenen Her-

zen erkenne. Dies geschieht, wie die Erfahrung bezeugt, nicht durch Betrachtung fremder Beispiele, nicht durch vernünftige Ueberlegung, sondern durch den unmittelbaren Eindruck, den das Gesetz Gottes, verglichen mit dem ihm widersprechenden Zustande des Innern und des Verhaltens, auf das Gemüth hervorbringt. Diese Anschauung des Gesetzes, und dieses Gefühl für dasselbe sind aber die Kräfte, aus deren Thätigkeit die mystische Theologie hervorgeht, so daß behauptet werden kann, Niemand sey zur Erkenntniß der Sünde gelangt, oder könne dazu gelangen anders als auf einem mystischen Wege. Diesen Weg führt uns auch die Schrift indem sie uns das Gesetz Gottes vorhält, und zugleich das allgemeine Verdammungsurtheil ausspricht: Sie sind allzumahl Sünder, und mangeln des

Ruhms den sie an Gott haben sollten. Daß dies die Wirkung von der Erwägung des Gesetzes seyn sollte, das Vorhandenseyn der Sünde in uns zu empfinden, daß es also im Menschen ein Vermögen gebe, wodurch er das Gesetz als göttlich erkennt, und seinen Widerspruch gegen dasselbe schaut und schmerzlich fühlt, das bezeuget die Schrift, wenn sie sagt: Durch das Gesetz kommt Erkenntniß der Sünde, und wenn sie das Wort Gottes mit einem zweischneidigen Schwerte vergleicht, das durchdringet bis daß es scheidet Seele und Geist, auch Mark und Bein, und ist ein Richter der Gedanken und Sinne des Herzens.

Wenn nun die wahre, zur Buße führende Erkenntniß der Sünde nicht anders

Römer 3, 23. Römer 3, 20. Hebräer 4, 12.

erlangt wird als auf einem Wege, den die mystische Theologie vorzugsweise verfolgt, so läßt es sich erwarten, daß derselben diese Erkenntniß nicht fehlen werde, ohne welche es keinen Glauben an Christum als an den Erlöser, und keine Liebe zu ihm geben kann; und der Vorwurf muß befremden, der von dem historisch-symbolischen Standpunkte aus, so oft der mystischen Theologie gemacht worden ist, daß sich bei ihr keine Einsicht in das natürliche Verderben des Menschen, keine genugsame Würdigung der Verdienste Jesu Christi, sondern Statt dessen eine Ueberschätzung der natürlichen Kräfte und ein Streben nach eigener Gerechtigkeit finde. Dieser Anklage liegt wohl zum Theil die Voraussetzung zum Grunde daß bei der Darstellung einer jeden christlichen Wahrheit immer ausführlich von dem sünd-

lichen Verderben des menschlichen Herzens die Rede seyn müsse; eine Methode, welche wir bei denen die sie befolgen, keineswegs tadeln, die aber, wie es uns scheint, nicht zu einer allgemeinen Regel erhoben werden darf. Wenn der Herr seinen Aposteln befiehlt, zu predigen in seinem Namen Buße und Vergebung der Sünde so kann das unmöglich den Sinn haben daß eine jede Predigt eine Bußpredigt seyn solle. Wenigstens haben die Jünger, wie es der Augenschein lehrt, den Herrn nicht in diesem Sinne verstanden. Die Evangelisten, namentlich Johannes, fühlen sich bei weitem stärker getrieben, die Herrlichkeit des Herrn, als das sündliche Verderben des Menschen darzustellen. In den Episteln an die Epheser und an die Colosser wird die

Luc. 24, 47.

erhabene Idee des göttlichen Reiches entwickelt; in seiner ersten Epistel redet Johannes entzückt vom Glauben und von der Liebe; der Sünde und Buße geschieht in diesen Schriften nicht ausführlich sondern nur beiläufig Erwähnung. Das natürliche Verderben des Menschen, und das Bedürfniß der Erlösung, wird bei allem was die Schrift sagt, vorausgesetzt, aber diese Wahrheiten werden nicht überall gleich ausführlich entwickelt. Gäben wir es also gleich zu daß die mystischen Theologen von der Sünde und der Buße seltner reden als es von dem historisch-symbolischen Standpunkte aus gewünscht wird, so könnte dies allein noch nicht die Anklage einer unchristlichen Richtung begründen; sondern es käme immer darauf an, ob dasjenige was vorgetragen wird, auf der Anerkennung jenes

Grundübels der menschlichen Natur und der Erlösung durch Christum beruhe, oder nicht; und daß das erste bei den besseren der mystischen Theologen, einem Thomas von Kempen, einem Fenelon, der Fall sey, ja daß sie die Tiefe des menschlichen Verderbens, obgleich sie vielleicht nicht so oft davon reden als andere, doch wenigstens eben so deutlich schauen, und eben so schmerzlich empfinden, wird wohl von Keinem, der nur einigermaßen die Gabe der Unterscheidung hat, geläugnet werden können.

In Beziehung auf andere, minder lautere mystische Theologen, ist dieser Vorwurf aber in der That nicht ohne allen Grund; das Bewußtseyn der Sünde, zu welchem sie auf dem Wege der Anschauung und des Gefühls so leicht gelangen konnten, ja nothwendig gelangen mußten, scheint ihnen un-

ter den Händen verloren gegangen zu seyn. War daran eine überwiegende Beschäftigung mit eigenen Gedanken Schuld, bei welcher sie vernachläßigten auf die Schrift zurückzugehn, die, wie wir bemerkten, auf einem jeden ihrer Blätter das Daseyn der Sünde, auch in den Frommsten, bezeugt: so läßt sich ein solcher Mangel doch nicht allein aus diesem Umstande erklären. Denn um die Sünde in ihren mancherlei Gestalten, in dem eigenen und fremden Herzen und Leben wahrzunehmen, dazu wird eine gründliche, ausgebildete Ansicht der menschlichen Natur und der überall mit der Sünde durchflochtenen menschlichen Angelegenheiten erfordert, eine Ansicht, die nur zu erreichen ist durch anhaltendes Denken, woran Menschen, die leicht in das Gefühl versinken, es nicht selten fehlen lassen. Und so könnten wir

aus dieser Verirrung mancher sonst schätzbaren mystischen Theologen den Vortheil ziehen, an ihrem Beispiel recht deutlich wahrzunehmen, daß das Gefühl, selbst da, wo es am allernothwendigsten ist, niemals allein genügt, sondern daß seine Eindrücke stets durch Nachdenken und Reflexion befestigt werden müssen.

22. In der Lehre von dem erlösenden Tode Jesu Christi hebt die Schrift die historische Beziehung hervor, nach welcher derselbe als ein Opfer sich anschließt an die Reihe der früheren Opfer, die selbst wirkungslos und nur Schatten und Bilder des Zukünftigen, in ihrer prophetischen Bedeutung durch ihn in Erfüllung gingen. Und ein jeglicher Priester ist eingesetzt daß er alle Tage Gottesdienst pflege, und oftmals einerlei Opfer thue, welche

nimmermehr können die Sünden abnehmen. Dieser aber, da er hat ein Opfer für die Sünden geopfert, das ewiglich gilt, sitzet er nun zur Rechten Gottes. Bietet nun gleich diese historische Vorstellung von einem durch Christum Gott dargebrachten versöhnenden Opfer, dem frommen Sinne so viel als ihm nöthig ist um die Wirkung des Todes Christi zu erkennen, und in dem Verhältnisse mit Gott Ruhe zu finden: so ist es doch nicht zu läugnen, daß eine Hauptfrage, auf welche das nach Zusammenhang strebende Denken hier geräth, bei dieser Vorstellung noch unbeantwortet bleibt.

Diese Frage ist die nach der eigentlichen Verbindung zwischem dem Tode Jesu Christi und der Vergebung der Sünden; und die

Hebräer 10, 11. 12

Belehrungen welche die Schrift darüber ertheilt, werden, da sie ein Bedürfniß des denkenden Geistes befriedigen, als die Grundlage zu einer philosophisch-theologischen Darstellung der Versöhnungslehre betrachtet werden können. Diese Verknüpfung zwischen dem Tode Jesu Christi und der Vergebung der Sünden wird aber in der Schrift dem Denken auf eine zwiefache Weise begreiflich gemacht. Erstlich stellt sie den Tod Jesu Christi dar als ein Zeugniß der göttlichen Liebe von so mächtig beweisender Kraft, daß nach demselben, jede andere Aeußerung dieser Liebe, welche dagegen nur geringer seyn kann, sich erwarten läßt. Diese Ansicht findet ihre Begründung in folgenden Stellen: Nun stirbt kaum jemand um des Rechtes willen; um etwas Gutes willen dürfte vielleicht

jemand sterben. Darum preiset Gott seine Liebe gegen uns, daß Christus für uns gestorben ist, da wir noch Sünder waren. Welcher auch seines eigenen Sohnes nicht hat verschonet, sondern hat ihn für uns alle dahingegeben, wie sollte er uns mit ihm nicht alles schenken? Wer will die Auserwählten Gottes beschuldigen? Gott ist hier, der da gerecht macht. Der Tod Jesu Christi ist aber nicht nur ein Beweis der zur Sündenvergebung geneigten göttlichen Liebe; nach einer zweiten Betrachtungsweise, die jener ersten nicht widerspricht, sondern sie nur weiter ausbildet, ist dieser Tod die bewirkende Ursach der Sündenvergebung. Dafür erklären ihn folgende Stellen: Christus hat uns erlöset von

Römer 5, 7. 8. — 8, 32. 33.

dem Fluch des Gesetzes, da er ward ein Fluch für uns. Gott hat den, der von keiner Sünde wußte für uns zur Sünde gemacht, auf daß wir würden in ihm die Gerechtigkeit die vor Gott gilt. Daß die weitere Ausbildung der in diesen Stellen liegenden Vorstellung von einer Stellvertretung und Genugthuung Jesu Christi, dem denkenden Scharfsinn und also der Spekulation und der philosophischen Theologie anheimfällt, wird wohl nicht geläugnet werden können.

Da jedoch die Schwierigkeiten einer solchen Spekulation nicht gering sind, so bietet die Schrift diese wichtige Lehre noch auf eine viel leichtere Weise dar, welche die mystische genannt werden kann, da sie nichts weiter voraussetzt, als das Gefühl einer

Galater 3, 13. 2. Korinth. 5, 21.

Verbindung mit Christo. Wer sich dieser bewußt ist, der kann unmöglich an der Vergebung der Sünden zweifeln, da die auf den Sohn herabströmende Liebe des himmlischen Vaters, sich auch nothwendig über die welche mit ihm Ein Ganzes bilden, ausbreiten wird. Dies hat der Herr selbst am klarsten ausgesprochen, wenn er sagt: Denn er selbst, der Vater, hat euch lieb, darum daß ihr mich liebet, und glaubet daß ich von Gott ausgegangen bin. Wie wir in unserer Verbindung mit Adam unsere Sünde schauen, so schauen und fühlen wir auch in unserer Verbindung mit Christo die Vergebung der Sünden. Wie nun durch Eines Sünde die Verdammniß über alle Menschen gekommen ist, also ist auch durch Eines

Johannes 16, 27.

Gerechtigkeit die Rechtfertigung des Lebens über alle Menschen gekommen. Denn gleichwie sie in Adam alle starben, also werden sie in Christo alle lebendig gemacht werden. In dem Tode Christi erreicht sein Gehorsam gegen den Vater, und dessen Wohlgefallen das auf ihm ruhte, seinen höchsten Gipfel, und erstreckt sich auf diejenigen welche ihm gehorsam sind, und die von ihm vorgeschriebenen Bedingungen der Buße und des Glaubens erfüllen. Und wiewohl er Gottes Sohn war, hat er doch an dem daß er litte, Gehorsam gelernt. Und da er ist vollendet, ist er geworden allen denen die ihm gehorsam sind, eine Ursach zur ewigen Seligkeit. Die Vergebung der Sünden wird in diesen Stellen nicht

Römer 5, 18. 1. Korinth. 15, 22. Hebr. 5, 8. 9.

durch Schlüsse aus dem Tode Christi abgeleitet, sondern sie wird mit demselben unmittelbar verbunden, der Anschauung dargeboten.

23. Die Unsterblichkeit der Seele wird auf philosophische Weise erkannt durch Folgerungen aus den Vollkommenheiten Gottes, und aus der Beschaffenheit der menschlichen Natur. Zu solchen Folgerungen gibt die Schrift Anleitung indem sie sagt von Gott, er sey nicht ein Gott der Todten, sondern der Lebendigen, denn sie leben ihm alle. Er, die Quelle des Lebens wird dasjenige was er schuf, auch erhalten, und vor der Vernichtung bewahren. Die Schrift lehrt, Gott wird geben einem jeglichen nach seinen Werken. Die Gerechtigkeit Gottes aber die sich hier auf

Lucae 20, 38. Römer 2, 6.

Erden nur unvollkommen offenbaret, läßt zugleich mit einer vollkommnen Vergeltung, auch ein ewiges Leben erwarten. Diese Erwartung gründet die Schrift ebenfalls auf die Beschaffenheit der menschlichen Natur. Denn sie lehrt, daß der Mensch nach Gottes Bilde geschaffen, und daß mit seinem aus Erde gebildeten Körper ein lebendiger Odem verbunden sey; und damit hängt zusammen, daß der Staub muß wieder zur Erde kommen, wie er gewesen ist, und der Geist wieder zu Gott, der ihn gegeben hat. Paulus betheuert, daß wir ohne Hoffnung der Unsterblichkeit die elendesten unter allen Menschen wären, und daß er ohne dieselbe in Erfüllung seines Berufes sich nicht in Todesgefahren gestürzt haben würde. Er bestätigt also daß

1 Moses 1, 27. 2, 7. Prediger 12, 7. 1 Korinth. 15, 19. 32.

unsere unvertilgbare Sehnsucht nach einem vollkommnen Glücke, zu ihrer Befriedigung, und unser Wille zu seiner Stärkung in Erfüllung schwieriger Pflichten, die Hoffnung einer Fortdauer bedürfen. Dies sind Betrachtungen in denen der Geist von Begriffen zu Begriffen fortschreitet; es sind philosophische Beweise für die Unsterblichkeit der Seele.

Eine bei weitem größere Gewißheit der Fortdauer gibt aber die Schrift auf historischem Wege durch Verheißungen und durch Berufung auf die Auferstehung Jesu Christi. Dieses große Wunder, welches durch die unverwerflichsten Zeugnisse gegen alle Zweifel sicher gestellt wird, ist ein Unterpfand von der Erfüllung der Verheißungen Jesu Christi und zugleich ein Beispiel von dem auch uns

1 Korinther 15, 12. 1 Thessal. 4. 14.

bevorstehenden Uebergang in ein anderes Leben. Auch über die Verbindung von Leib und Seele nach dem Tode, über den Zustand der Seligkeit und Verdammniß, über die dem unsichtbaren Gottesreiche noch bevorstehenden großen Entwickelungs-Perioden, ertheilt uns die Schrift manche Winke und Belehrungen, in welchen dasjenige was noch in weite Entfernung gerückt ist, allerdings der Klarheit ermangelt in welcher dasjenige hervortritt, was unmittelbar mit der Auferstehung Jesu Christi zusammenhängt.

Zugleich ist aber auch, nach den Belehrungen der Schrift, die Gewißheit der Fortdauer durch das gläubige Anschaun der Person Jesu Christi und durch das Gefühl unserer Verbindung mit ihm gegeben. Er welcher die Auferstehung und das Le-

ben ist, er wird auch das ewige Leben geben allen denen die der Vater ihm gegeben hat. Da das Leben sein Wesen ist, so ist es unmöglich, daß er es nicht als Fortdauer und als Seligkeit denen mittheilen sollte, die er erlöset, und die er sich dadurch zu seinem Eigenthum erworben hat; unmöglich daß, da Er lebet, diese nicht auch leben sollten. In dieser innigen Verbindung mit ihm ist es gegründet, daß da wo der Herr ist auch der Diener seyn wird; und daß die Bitte des Herrn in Erfüllung gehe: Vater, ich will daß da wo ich bin, auch die bey mir seyen, die Du mir gegeben hast. Sowohl von Paulus, wenn er ruft: Ich habe Lust abzuscheiden und bei Christo zu seyn, als von Johannes,

Joh. 11, 25. Joh. 17, 3. Joh. 14, 19. Joh. 12, 26. Joh. 17, 24. Philipper 1, 23.

wenn er spricht: Wir werden ihn sehen, wie er ist, wird der Zustand der Seligkeit in jenem Leben als ein inniges Zusammenseyn mit Christo aufgefaßt: eine Anschauung, die man doch wohl nicht anders als mystisch wird nennen können, und die, weit entfernt an Dunkelheit zu leiden, vielmehr eine so hohe Klarheit mit sich führt, daß man wohlthun würde sich daran zu halten, denn alsdann würde man nicht mehr viel über den Hades grübeln, und von einer Psychopannychie könnte nicht mehr die Rede seyn.

24. Diese Auseinandersetzung hat uns nöthig geschienen um zu zeigen daß die Schrift in ihrer großen Vielseitigkeit sich den verschiedensten Standpunkten und Bedürfnissen des menschlichen Geistes bequemt; daß sie, wenn sie ihre Belehrungen auch

1 Johannes 3, 2.

vornehmlich an Thatsachen knüpft, sie doch auch das Denken durch Schlüsse und Begriffe auf die Wahrheit hinleitet; ja daß sie zur Auffassung derselben nicht selten das Vermögen einer unmittelbaren Anschauung voraussetzt. Da nun die mystische Theologie eine Darstellung der durch das Vermögen der Anschauung aufgefaßten göttlichen Wahrheiten ist: so werden wir zu der Behauptung berechtigt seyn, daß die mystische Theologie in diesem Sinne, von der Schrift selbst gebilligt werde, ja daß sie zur vollständigen Entwickelung des ganzen Inhaltes der heiligen Schrift nothwendig sey. Denn von demjenigen, der nur auf dem historischen und philosophischen Standpunkte verweilen will, werden diejenigen Aussprüche der Schrift, in denen die Wahrheit für die Anschauung gegeben ist, als etwas fremdes,

worein er sich nicht zu finden weiß, unbenutzt bleiben. Auch die mystische Theologie, wenn sie für sich bestehn wollte, würde in dieselbe, und bei ihr noch viel gefährlichere Einseitigkeit gerathen; weshalb wir auch hier wieder an die schon oft behauptete dringende Nothwendigkeit ihrer Verbindung mit der historischen Theologie erinnern wollen. Eine vollkommene theologische Entwickelung des ganzen Inhaltes der heiligen Schrift würde aber, wie es uns scheint, nur dann Statt finden können, wenn die Darstellung zugleich historisch, philosophisch und mystisch wäre; und wenn diese drei Darstellungsweisen zwar geschieden, aber doch auch wieder, zu gegenseitiger Ergänzung verbunden würden.

25. Von gelehrten und einsichtsvollen Männern die in der neueren Zeit über den Mystizismus geschrieben haben, wird dem=

selben der Vorwurf gemacht: „er wolle positiv das wahre Wesen des Göttlichen wahrnehmen," und da dies unmöglich sey, so werde „was bloß Bild des Göttlichen ist, von den Mystikern für das Göttliche selbst gehalten [1])." „Dem Mystiker (heißt es in einer andern lehrreichen Schrift [2])) soll das Göttliche, das wir doch gerade nur im Gegensatz gegen alle Erfahrung denken können, zur inneren Erfahrung werden." Und deshalb trägt man denn auch kein Bedenken den Mystizismus überhaupt für eine Verirrung und Krankheit des menschlichen Geistes zu erklären. Wir würden dieses Urtheil unbedingt unterschreiben, wenn es sich nachweisen ließe, daß das bewußte Streben der besseren mystischen Theologen dahin gegangen

[1]) Schmid, Mystizismus des Mittelalters S. 16. 19.

[2]) Liebner, Hugo von Sankt Victor S. 227. 229.

sey, mit Umgehung, ja mit Verwerfung der geschichtlichen Offenbarung, durch das Vermögen der Anschauung Gott an sich selbst zu erkennen, und mit ihm in Gemeinschaft zu treten. Wenn sie aber eigentlich nichts anders gemeint und gewollt haben, als eine Anschauung Gottes, wie er in Christo erschienen ist, und der Lehren, die er uns in der Schrift offenbart hat: so werden wir noch immer gern zugeben, daß von dieser Richtung aus viel Verirrungen Statt finden können, und Statt gefunden haben; wir werden uns aber, indem wir auf die Schrift selber uns berufen, zu der Behauptung berechtigt halten, daß in dieser Richtung selber kein Irrthum sey.

26. Dafür aber daß das bewußte Streben der besseren mystischen Theologen nicht auf eine Anschauung Gottes an sich, son=

dern nur der göttlichen Wahrheit, wie sie in der Schrift niedergelegt ist, gerichtet gewesen sey, dafür ließen sich doch manche Zeugnisse anführen. Johann Gerson, wie wir gesehen haben, gibt der Anschauung, als der Thätigkeit der einfachen Intelligenz zum Gegenstand nicht die Gottheit selbst, sondern nur die ersten Prinzipien der Wahrheit. „Verdächtig ist mir jede Wahrheit," sagt Richard von Sankt Victor [1]), „wenn sie nicht durch das Ansehn der Schrift bestätigt wird. Wenn der Geist auf das Höchste geleitet, wenn über himmlische Dinge eine Betrachtung angestellt wird, dann würde auch die wahrscheinlichste Offenbarung keine Zuverläßigkeit haben, ohne das Zeugniß der heiligen Schrift." Ja selbst aus den,

[1]) In dem Benjamin minor, angeführt von Liebner S. 81.

und gewiß nicht mit Unrecht, so übel berüchtigten Schriften des Areopagiten, leuchtet eine gesunde Verehrung der Schrift, als der wahren Quelle unserer Gotteserkenntniß hervor. Denn er erklärt die Gotteserkenntniß aus der Schrift und aus der Offenbarung für diejenige, die in unserm jetzigen Zustande erreicht werden könne, und unterscheidet sie von der höheren, die dem künftigen Leben vorbehalten sey [1]).

---

[1]) „Diese und andere göttliche Lichter hat den heiligen Schriften folgend die geheime Ueberlieferung unserer Gottbegeisterten Führer uns belehrend geschenkt . . .; jetzt nach Maßgabe unserer Kräfte, indem die Menschenfreundlichkeit der heiligen Schriften und heiligen Ueberlieferungen mit heiligen Umhüllungen das Geistige . . . . verdeckt . . . . Dann aber, wenn wir unvergänglich und unsterblich geworden sind . . ., dann werden wir, nach der Schrift, bei dem Herrn seyn allezeit, erfüllt mit seiner sichtbaren Gotterscheinung.“ Die angeblichen Schriften des Areopagiten Dionysius, übersetzt von Engelhardt. S. 57.

27. Keineswegs sind jedoch diese Grundsätze von den mystischen Theologen immer befolgt worden; und eine Unterscheidung zwischen wahrer und falscher mystischer Theologie möchte sich daher wohl dem billig Urtheilenden empfehlen. Die wahre wäre diejenige, die immer auf die Schrift sich gründend, immer Hand in Hand gehend mit der historischen Theologie, die göttlichen Wahrheiten vorzugsweise in der Form ausbildet, wie sie von der Anschauung aufgefaßt werden. Die falsche wäre diejenige, die mit Verachtung der göttlichen Offenbarung, ja selbst ohne den Gesetzen eines vernünftigen Denkens zu folgen, sich dem Unsichtbaren gegenüberstellt, und die ihr vorschwebenden Phantasmen für Offenbarungen ausgibt.

28. Bei einer solchen Verirrung sind

nun die Gefahren unstreitig sehr groß; die mystischen Theologen selbst haben es nicht verkannt, und haben, wie ein berühmter Schriftsteller sich ausdrückt, „gewarnt vor den Schiffbrüchen die auch auf den Wassern über den Wolken keineswegs unerhört sind [1]).“ Wie der Weg des Luftschiffers durch leere Wolkengebilde geht, so bieten sich auch hier dem Geiste nur Truggestalten dar, welchen er, getäuscht, Wirklichkeit zuschreibt. Mit dem Wahne einer innern höhern Erleuchtung, und selbstempfangener göttlicher Offenbarungen, steigt die Geringschätzung gegen die Belehrungen des göttlichen Wortes, ja selbst gegen die darin vorgeschriebenen heiligen Gesetze. Kommt noch, wie es oft der Fall gewesen ist, ein von der Welt zurück-

[1]) Görres, in der Einleitung zu Heinrich Suso's Leben und Schriften, herausgegeben von Diepenbrock.

gezogenes, ja selbst von aller pflichtmäßigen Thätigkeit entferntes Leben hinzu, so erhalten die blinden Gefühle und Affecte eine furchtbare Gewalt, die zwar zuweilen, bei sehr edlen Gemüthern und unter sehr günstigen Umständen, unschädlich bleiben; die aber auch, wenn sie sich zu den Täuschungen des Geistes gesellt, während ein Traum eingebildeter Vollkommenheit den Menschen umfängt, ihn zu den schrecklichsten sittlichen Verirrungen hinreißen kann.

29. Wegen dieser möglichen Ausartung aber die mystische Theologie selbst zu verwerfen, würde nicht billig scheinen; denn sie ist bei ihr keineswegs unvermeidlich, und entsteht nur aus der durchaus nicht in ihrem Wesen gegründeten, Entfernung von der göttlichen Offenbarung. In diesem Falle würde auch die philosophische Theologie zu

einem systematischen Unglauben führen; ja selbst die historische Theologie, obgleich diese unter den dreien am sichersten gestellt ist, würde, wenn sie die philosophische und die mystische gänzlich von sich ausstößt, zu einer kalten, aus todten Begriffen zusammengesetzten Rechtgläubigkeit versteinern.

30. Wir haben schon früher bemerkt, daß die reinen mystischen Elemente in dem inneren Leben der frommen Christen nichts ungewöhnliches sind, sondern vielmehr die Grundlage desselben bilden. Bei jeder Erhebung zu Gott, bei jedem wahren Gebete, bei jeder Erleuchtung wodurch uns eine unerschütterliche Gewißheit der göttlichen Wahrheit gegeben wird, bei jedem Troste und bei jeder Stärkung, die wir durch dieselbe empfangen, befindet sich unser Gemüth in jenem Zustande der unmittelbaren Anschau=

ung und des Gefühls, aus welchem die mystische Theologie hervorgeht. Daher ist der Widerwille und die Abneigung gegen dieselbe, die sich auch bei frommen und einsichtsvollen Christen findet, welche das Echte von dem Unechten sonst wohl zu unterscheiden wissen, in der That eine räthselhafte Erscheinung. Wir wissen sie nur aus einer Unart, die den mehresten mystischen Schriftstellern eigen ist, zu erklären. Sie pflegen sich nämlich recht geflissentlich, selbst um ganz gewöhnliche Dinge zu bezeichnen, der allerkrausesten und wunderlichsten Bilder, und der allerseltsamsten Formeln — die sich aber leicht in allgemein verständliche Ausdrücke auflösen lassen, — zu bedienen. Hätten sie alle die zarten Vorgänge des inneren Lebens, mit jener Klarheit und Einfalt, wodurch Fenelon unter ihnen sich so

rühmlich auszeichnet, darstellen können oder auch nur wollen: so hätte das Mystische nie die Nebenbedeutung des Fremden, Seltsamen, Bedenklichen, Widerwärtigen erhalten, wodurch es auch fromme Gemüther erschreckt. Wollte man ihnen das Mystische nur immer in den einfachsten, und vornehmlich in den biblischen Ausdrücken darbieten, die es gerade am besten bezeichnen, so würden sie es als etwas längst bekanntes begrüßen.

31. Die mehresten frommen Christen, obgleich die einzelnen zerstreuten mystischen Elemente in ihrem inneren Leben nicht selten sind, verweilen dennoch auf dem historischen Standpunkte oder auf dem des reflectirenden Denkens; und deren hat es immer nur wenige gegeben, die von dem einen oder dem andern in einen beharrlichen

Zustand der Anschauung und des Gefühls übergegangen sind. Es ist auch keineswegs nothwendig, daß ihre Anzahl sich bedeutend vergrößere, da der Gläubige auf einer jeden der beiden andern Stufen und vornehmlich auf der historischen, eben so gut als auf dieser für seine Heiligung sorgen kann. Es wäre sogar sehr schädlich, wenn jemand, angelockt durch die Schilderung ungewöhnlicher Zustände, sich absichtlich und willkührlich in solche Stimmungen hineinzuarbeiten suchte; denn aus einem solchen Streben, bei welchem die Phantasie an die Stelle der innern Erfahrung treten würde, könnte nichts anders als arge Schwärmerei entstehn. Wer aber der göttlichen Führung und den Gesetzen seiner inneren Lebensentwickelung folgend, von der historischen Stufe — denn diese würde niemals zu übergehn seyn, —

zu der Stufe der Anschauung gelangt ist, der wird nicht nur ohne Gefahr, sondern auch mit großem geistigen Nutzen auf derselben verweilen, bis er, unter eben der göttlichen Führung, etwa auf eine der beiden andern zurückkehrt.

32. Diejenigen die auf diese Weise zur Stufe der Anschauung gelangen, das sind gewöhnlich Menschen, die lebhafter als Andere das Bedürfniß empfinden mit den Gefühlen ihres Herzens ein vollkommnes Gut zu umfassen; die es mit einer fast nie vermiedenen Täuschung in den endlichen Dingen suchten, und die bei diesem Suchen, bei der trüglichen Freude des Findens, nicht immer den göttlichen Geboten die schuldige Treue bewahrten. Gequält nun durch Vorwürfe des Gewissens, und vielleicht gleich sehr durch hinzukommende Leiden — finden

sie endlich im Glauben Trost und Beruhigung für ihr Herz, und in Christo einen würdigen Gegenstand für ihre Liebe; jedoch werden diese großen Früchte des Glaubens ihnen nicht auf jeder Stufe in gleichem Maße zu Theil. Bei der historischen Auffassung wird das Gemüth von dem Gegenstande des Glaubens, wenn es sich zu ihm hinwendet, mächtig ergriffen; — wie denn überhaupt auf dieser Stufe die Gefühle sehr lebhaft, vielleicht lebhafter sind, als in dem Zustande der Anschauung; — aber da dieser Gegenstand in der Vergangenheit gesucht werden muß, so verschwindet er auch oft dem inneren Blicke, mit ihm verschwindet seine wohlthuende, tröstliche Einwirkung auf das Gemüth, in welchem nur Kälte und Trockenheit zurückbleibt. Besonders ungenügend zeigt sich in dieser Rück-

sicht die vorherrschend begriffsmäßige Auffassung der göttlichen Lehren; denn dieser ist nur ein sehr geringer Einfluß auf die Gefühle verliehn; und der Geist kann in seinem zusammenhängenden Denken zu einem hohen Grade der Klarheit gelangt seyn, ohne daß dadurch die in den Tiefen des Gemüthes tobenden Schmerzen verscheucht würden. Da bleibt denn, wenn man sich nicht selber aufreiben will, kein anderer Ausweg, als die Gegenstände des Glaubens mit der inneren Anschauung aufzufassen, und durch diese unaufhörlich festzuhalten. Nun ist es nicht mehr nöthig, sie in der Vergangenheit zu suchen; man besitzt sie in bleibender Gegenwart; sie wirken, zwar nicht so heftig, wie früher, aber unabläßig, und geben dem Innern eine tiefe Ruhe, die es

auf den andern Stufen vergeblich gesucht hatte [1]).

[1]) Vortrefflich hat Heinrich Suso — aus dem funfzehnten Jahrhundert — eine solche innere Führung geschildert in seinem Buche von der ewigen Weisheit, welches in der Form eines Gespräches geschrieben ist zwischen dem Diener — ihm selbst — und der ewigen Weisheit, worunter er den Sohn Gottes versteht.

„Der Diener. Minniglicher, zarter Herr, mein Gemüth hat von meinen kindlichen Tagen an etwas gesucht mit einem eilenden Durst, und was das sey, das habe ich noch nicht vollkommlich begriffen. Herr, ich habe ihm manch Jahr hitziglich nachgejagt, und es konnte mir noch nie recht werden; denn ich weiß nicht was es ist, und ist doch etwas, das mein Herz und Seele nach sich zeugt, und ohne das ich nimmer in rechte Ruhe kann gesetzt werden. Herr, ich wollte es in den ersten Tagen meiner Kindheit suchen, wie ich vor mir thun sah, in den Kreaturen; und so ich je mehr suchte, so ich je minder fand, und so ich je näher ging, so ich demselben je mehr fernte; denn von einem jeglichen einblickenden Bilde hatte ich ein Einsprechen, ehe daß ich es gänzlich versuchte, oder mich mit Ruhe darauf ergab, also: Das ist nicht das, was du suchest; und dies Vontreiben ist mir je und je in allen Dingen vorgewesen. Herr, nun wüthet mein Herz darnach, denn ich hätte es gern, und hat wohl so

33. Beseligt durch diese Ruhe und durch das Gefühl einer näheren Gemeinschaft mit der in Christo offenbarten Gottheit, wird man nun auf das sorgfältigste die Sünde fliehen, welche die Gemeinschaft mit Gott sogleich aufheben müßte; ja man wird, da die zu häufige Beschäftigung mit den Dingen dieser Welt dem Auge der Anschauung

---

oft als einst empfunden, was es nicht ist; Herr, was es aber ist, deß bin ich noch unbewiesen. O weh, geminnter Herr, was ist es denn, oder wie ist es beschaffen, das so recht togentlich in mir spielet?

Die ewige Weisheit. Erkennst Du es nicht? Es hat Dich doch lieblich umfangen, und hat Dir den Weg oft unterstanden, bis daß es Dich nun ihm selber allein gewonnen hat.

Der Diener. Herr, ich sah es nie, und hörte es nie; ich weiß nicht was es ist.

Die ewige Weisheit. . . Ich bin es, die ewige Weisheit, die Dich in Ewigkeit ihr selber hat auserwählet . . u. s. w." Heinrich Suso's Leben und Schriften herausgegeben von Diepenbrock. S. 244 f.

seinen theuersten Gegenstand entrückt, gern eine jede Zerstreuung, zu welcher die Pflicht nicht auffordert, vermeiden, und das schwere Gebot der Welt abzusterben, in einem stets größeren Umfang erfüllen. Gleichgültigkeit gegen die Pflichten des thätigen Lebens zu erwecken, liegt aber durchaus nicht in dem Wesen dieses Zustandes; denn ihre Unterlassung wäre ja auch Sünde, welche das Gewissen beschweren, und zerstörend auf den Frieden des Innern zurückwirken müßte. Vielmehr wird man, mit einem durch die Anschauung der göttlichen Wahrheit geschärften Gefühle für die Heiligkeit der göttlichen Gebote, immer bereit seyn, so bald es gilt eine Pflicht zu erfüllen, aus dem Zustande der Anschauung in den der Thätigkeit überzugehn.

34. Bei einem längeren, eigensinnigen Verweilen auf der Stufe der Anschauung, würde man auch unstreitig auf dieser nicht mehr eine volle Befriedigung finden; denn der Geist bedarf ebenfalls der Nahrung welche eine ins Einzelne gehende historische Beschäftigung mit den göttlichen Wahrheiten, und ein zusammenhängendes Denken darüber gewährt. Wer seine innere Lebensentwickelung nicht absichtlich hemmt, und sich der göttlichen Führung nicht muthwillig widersetzt, der wird oft die eine Stufe gegen die andere vertauschen; und derjenige wäre am glücklichsten zu preisen, der mit der größten Geschmeidigkeit, je nach dem innere oder äußere Bedürfnisse es verlangten, den Standpunkt seines innern Lebens wechseln könnte.

35. Das vornehmste von allem was dem Zustande der Anschauung nachgerühmt werden kann, ist aber, daß er die Erfüllung des höchsten Gebotes: Gott über alles zu lieben, mehr als die anderen begünstigt und erleichtert. Die begriffsmäßige Auffassung der göttlichen Wahrheiten, und das zusammenhängende Denken über dieselben, so nothwendig sie auch seyn mögen, sind dennoch nicht im Stande das Herz zu erwärmen. Die Thatsachen wodurch die göttliche Liebe sich kund gethan hat, sind zwar immer das erste, was uns zur Gegenliebe entflammt; und jede erneute Betrachtung derselben muß uns aufs neue mit diesem Gefühle durchdringen; aber so lange diese Thatsachen in der Vergangenheit gesucht werden, und nicht stets vor dem innern Auge schweben, werden die durch sie erweck-

ten Empfindungen, wie wir schon oben bemerkten, einem großen Wechsel ausgesetzt seyn. Auf der Stufe der Anschauung hingegen, sind mit Christo, in dem sich die Gottheit offenbart hat, und der dem Blicke des Geistes immer gegenwärtig ist, auch die Ereignisse seines Lebens aus dem Dunkel der Vergangenheit hervorgetreten; und wie überhaupt aus dem unmittelbaren Eindruck eines wahren oder vermeinten Gutes Liebe entsteht, so wird hier durch den unmittelbaren Eindruck des unabläßig, und mit seiner ganzen Kraft wirkenden höchsten Gutes, das Gemüth von heiliger Liebe für dasselbe entflammt. Ist aber gleich dieser Eindruck sehr tief, und diese Liebe sehr innig, so ist doch gewöhnlich nicht die empfindliche Aufregung damit verbunden, welche die Eindrücke der früheren Stufe zu begleiten

pflegt. Hohe geistige Entzückungen gehören überhaupt nicht wesentlich zu den Erscheinungen, die auf dieser Stufe vorkommen müssen; und die reine mystische Sittenlehre wie sie zum Beispiel durch Fenelon ist ausgebildet worden, hat sie nie gefordert, sondern immer nur für bedenklich erklärt. In einem männlich gehaltenen, nicht weichlich überfließenden Gefühle von der Gegenwart des Herrn, verlangt das wahrhaft liebende Gemüth nichts anders, als ihn zu lieben, es ihm überlassend ob er es mit lebhaften oder schwachen, mit freudigen oder traurigen Empfindungen erfüllen wolle.

36. So hat denn auch die christliche Sittenlehre, vornehmlich in Betreff ihrer wichtigsten Gegenstände, der Liebe und des Gebetes, durch die mystische Theologie eine Entwickelung erhalten, welche die historische

und die philosophische ihr nicht zu geben vermochten; eine Entwickelung, die freilich, so wenig als die mystische Theologie selbst, von allen unechten Auswüchsen frei geblieben ist, und deren Prüfung nur dann erst mit Erfolg wird angestellt werden können, wenn die Vorfrage nach dem Wesen der mystischen Theologie selber mehr aufs Reine gebracht seyn wird.

37. Eine erbauliche Darstellung der christlichen Wahrheiten wird dann besonders gelingen, wenn zu einem folgerechten Denken über dieselben, zu ihrer historischen Auffassung, noch die geistige Anschauung hinzukommt. Das Denken muß freilich zuerst die sich ihm darbietenden Schwierigkeiten überwunden haben; aber für sich allein genügt es nicht, weil es den Gegenstand nur allmählig, in einer Reihe von Begriffen

auffaßt, also ihn auch nicht ganz und auf einmal darzustellen weiß. Die historische Begründung ist auch niemals zu vernachlässigen, weil sie allein lebendige Farben und Gestalten, und einen schicklichen Anknüpfungspunkt gewährt. Aber auch sie wird an Trockenheit leiden, wenn nicht zur Anschauung der äußern Thatsachen die geistige, unmittelbare Anschauung der Wahrheit hinzukommt. Derjenige, welchem diese zu Gebote steht, wenn er jene andere Bedingungen zu erfüllen nicht vernachläßigt, wird vorzugsweise im Stande seyn, von geistigen Dingen auf eine anschauliche Weise, mit Wärme und Lebendigkeit zu reden. Denn da er ohne seinen Gegenstand auf eine schülerhafte Weise in Begriffe zu zerstückeln, ihn als ein Ganzes schaut, und seine Einwirkung auf das Gemüth erfährt, so ver-

mag er auch Anderen zu einer lebendigen Anschauung desselben zu verhelfen, und ihr Herz dafür zu erwärmen. So muß auch der Dichter seinen Gegenstand in bestimmten Umrissen, gestaltet und gegliedert vor sich schauen, um sich selbst dadurch begeistert zu fühlen, und um Andere dafür begeistern zu können. Es findet also unstreitig zwischen dem Vermögen der geistigen Anschauung göttlicher Wahrheiten, und dem Vermögen der poetischen Production, eine gewisse Aehnlichkeit Statt; eine Aehnlichkeit die sich auch dadurch offenbart, daß die Lieder, worin die mystische Anschauung vorherrschend ist, wie die von Johann Angelus und von Tersteegen, auch durch ihren poetischen Werth sich vor andern auszeichnen.

38. Dadurch daß jetzt die mehrsten Theologen sich auf dem historischen oder philo-

sophischen Gebiete bewegen, sind viel gründliche geschichtliche und wissenschaftliche Untersuchungen über Gegenstände der Theologie, aber auch nicht wenig Störungen des Friedens veranlaßt worden. Zwischen der historischen und philosophischen Theologie ist noch keine Eintracht gestiftet. Die Anhänger der historischen Theologie werden, auch bei gleicher Richtung, kaum jemals zu einer völligen Uebereinstimmung gelangen, da, zum Beispiel, auch unter Offenbarungsgläubigen, die Ansichten über dasselbe biblische Factum, über den Sinn derselben Schriftstelle verschieden seyn können. Eben so verhält es sich mit der philosophischen Theologie; da die göttliche Wahrheit niemals ganz in das endliche menschliche Denken aufgeht, so wird jeder Versuch sie systematisch darzustellen, da er nie ganz befriedi-

gend ausfallen kann, immer einen neuen, eben so ungenügenden veranlassen. Die mystische Auffassung der göttlichen Wahrheiten — wie es aus den von uns angeführten biblischen Beispielen hervorzugehn scheint — hat vor der philosophischen den Vorzug der Klarheit, und vor der historischen, den der Einfachheit; es wird daher keinesweges unmöglich seyn, daß Menschen die in den Resultaten ihrer historischen und philosophischen Untersuchungen weit von einander abweichen, doch in der Anschauung der göttlichen Wahrheiten, und in dem Gefühle für dieselben, übereinstimmen könnten. Die Behauptung daß die Darstellungen, welche jenen von uns bezeichneten, reinen, biblischen Mystizismus athmen, sich zu jeder Zeit des allgemeinsten Beifalls erfreut haben, möchte vielleicht gewagt er-

scheinen, sich aber bei näherer Prüfung als richtig bewähren. Und dies würde, da der Friede doch unstreitig ein sehr großes Gut ist, für die mystische Theologie keine geringe Empfehlung seyn.

Inhalt.

Der Kirchhof.

Stimmen der Lebenden . . . . Seite 3

Stimmen der Todten 15

Stimmen der Lebenden 20

Drei Gespräche.

Das Erwachen 31

Die geistliche Beredsamkeit 56

Der Ritter von der traurigen Gestalt . . . 82

Von dem Wesen der mystischen Theologie.

Ein Versuch . . . . 103 – 194

Berlin, gedruckt bei A. Petsch.

Abendstunden,

herausgegeben

von

Dr. Franz Theremin.

Zweiter Band.

Era già l'ora che volge 'l disio
A' naviganti e 'ntenerisce il cuore
Lo dì ch' han detto a' dolci amici addio,
E che lo nuovo peregrin d'amore
Punge, se ode squilla di lontano
Che paja 'l giorno pianger che si muore.
Dante. Purgatorio. C. VIII.

Berlin, 1836.
Verlag von Duncker und Humblot.

Vorwort.

Die mir unerwartete Nachsicht, mit der die poetischen Versuche im ersten Bande der Abendstunden aufgenommen worden sind, hat mir den Muth gegeben, auch in diesem zweiten Bändchen mit mehreren hervorzutreten. Sie sind aus sehr verschiedenen Zeiten, weshalb es mir nöthig schien, sie auch durch den Titel von einander abzusondern. Einige, z. B. Preuße und Franke, die hebräischen Gesänge, sind schon früher einzeln erschienen. Die

letzteren haben ein glückliches Schicksal gehabt; sie sind von einem genialen Componisten — Herrn Dr. Löwe — in Musik gesetzt worden. Die mir durch den neuen Abdruck dargebotene Gelegenheit habe ich benutzt, um manches Verfehlte, wo möglich, durch etwas Besseres zu ersetzen.

Das, gleich anfangs für diese Sammlung bestimmte Gespräch über die deutschen Universitäten, ist auch einzeln gedruckt worden, damit es leichter in die Hände mancher Männer, auf deren Urtheil ich einen Werth lege, gebracht werden könnte. Für die belehrenden, sey es schriftlichen sey es mündlichen Aeußerun-

gen, die mir von den mehresten zugekommen sind; so wie für das günstige Urtheil, das einer derselben *) in einer sehr geachteten Zeitschrift ausgesprochen hat, sey es mir vergönnt, hier öffentlich meinen Dank zu bezeigen. Wenn mir Einige die Schwierigkeiten der Ausführung meines Vorschlags entgegengesetzt haben, so würde ich diese bitten, mir doch nur einen einzigen Fall anzuführen, wo etwas wahrhaft Gutes und Heilsames in der Ausführung durchaus ohne Schwierigkeiten gewesen sey. Wollten unsere erleuchteten Staatsmänner

*) Rezension von Varnhagen von Ense, in den Jahrbüchern für wissenschaftliche Kritik. December 1835. Nr. 117.

und Gelehrten den traurigen Zustand der Studierenden auf den Universitäten zu Herzen nehmen, und nachsinnen, wie dem Uebel abzuhelfen sey: so würden sie gewiß etwas viel Besseres und leichter Auszuführendes vorschlagen können. Bis dies von ihrer Seite geschieht, möge mein Vorschlag nur einstweilen noch stehn bleiben. Wenn aber Jemand behauptete, daß es hier überhaupt nichts zu verbessern gäbe, so würde ich mich für berechtigt halten anzunehmen, daß der Mann keine Augen hat, oder daß er nicht für gut hält, sie zu öffnen.

In der Legende von dem ewigen Juden habe ich mich von der gewöhnli-

chen Auffassungsweise entfernt. Nach derselben ist dies ein Mensch, der von dem Herrn, den er gelästert hatte, verdammt ward, bis zu seinem Wiedererscheinen zu leben; und der nun, nicht ohne Reue und Glauben, aber dennoch mit einer stets vergeblichen Sehnsucht nach dem Tode, die Jahrhunderte hindurch auf Erden wandelt. In dieser Vorstellung liegen aber widersprechende Elemente. Denn wenn er die Lästerung gegen des Menschen Sohn, die ja verziehn werden kann (Matthäi, 12, 32.) bereut, und sich nach der Zukunft des Herrn sehnt: so ist es auch anzunehmen, daß der Herr, der auf mannigfal-

tige Weise kommt, ihm schon erschienen sey, und ihn durch einen seligen Tod von dem Elend des Lebens erlöset habe. Der Fluch, in dieser sichtbaren Welt bis an das Ende derselben fortleben zu müssen, läßt sich nur denken unter der Voraussetzung eines gänzlichen Unglaubens, der alle Buße, und jede Regung, die sich auf eine höhere Welt bezieht, hartnäckig zurückstößt. Alsdann bekommt die Figur des ewigen Juden auch eine welthistorische Wahrheit, denn er bezeichnet etwas, das in allen Jahrhunderten gewesen ist, und das in dem jetzigen eine große Bedeutung erlangt hat, nämlich den Indifferentismus,

die pure und baare Gleichgültigkeit, welche alle hienieden zu erkennende Offenbarung des Göttlichen ignorirt und verspöttelt; ein Princip, das in der Verworfenheit noch eine Stufe tiefer steht als der Satan, welcher das Daseyn des Gottes, gegen den er wüthet und tobt, wenigstens anerkennen muß. Ohne also gerade den Ahasverus als einen sokratisirenden Schuster darzustellen, habe ich ihn ungefähr aus eben dem Gesichtspunkte aufgefaßt, aus welchem Goethe Willens war die Legende von dem ewigen Juden zu behandeln *).

*) Goethe's Werke, Ausgabe letzter Hand. Band 26. S. 303.

Sehr freuen würde es mich, wenn die in dem Aufsatze: die arme Feier des Weihnachtsfestes, ausgesprochenen Gedanken in christlichen Familienkreisen beherzigt würden.

Berlin,
den 10. Febr. 1836.

Fr. Theremin.

Inhalt.

Seite

Poetische Versuche aus dem Jahre 1835.

Die Flüsse und das Meer. 3
Reiselied. 6
Das verborgene Thal. 10
Mein Vater. 12
Die Hoffnung. 15
Der Frühling. 18
Adam und Eva. 20
An den Erlöser. 22
Frage und Antwort. 23
Mozart's Requiem. 24

Poetische Versuche aus früheren Jahren.

Demosthenes. 1808. 27
Cäsar. 1809. 30
Preuße und Franke. 1813. 36
Theodor Körner. 1814. 45
Die Pfaueninsel. 46
Der See im Walde. 49

Hebräische Gesänge. Aus dem Englischen des Lord Byron.

Sie geht in Schönheit. 55
David's Harfe. 57
Die höh're Welt. 59
Die wilde Gazelle. 60
Weint um Israel. 62
Jordan's Ufer. 63

	Seite
Jephtha's Tochter.	64
Todtenklage.	66
Mein Geist ist trüb'.	68
Thränen und Lächeln.	69
Dein Leben schließt.	70
Saul vor seiner letzten Schlacht.	72
Saul und Samuel.	73
Alles ist eitel, spricht der Prediger.	75
Wohin, o Seele?	77
Belsazzars Gesicht.	79
Die Sonne der Schlaflosen.	82
Wär' ich wirklich so falsch.	83
Herodes Klage um Mariamne.	85
Jerusalems Zerstörung durch Titus.	87
An den Wassern zu Babel.	89
Sanheribs Niederlage.	91
Eliphas Gesicht, aus dem Hiob.	93
Ueber die deutschen Universitäten. Ein Gespräch.	95
Der ewige Jude. Eine Legende.	161
Die arme Feier des Weihnachtsfestes.	243

Berichtigungen.

Seite 16 Zeile 6 von oben lies Genügen statt Genüge
— 193 — 1 v. o. l. eingenommen st. weggenommen.

Poetische Versuche

aus dem Jahre 1835.

Die Flüsse und das Meer.

Abendlied.

1.

Wenn die Nacht mit dunkler Hülle
Alles, was da lebt, umfängt,
Wenn das Schweigen und die Stille
Sich mit ihr vom Himmel senkt,

2.

Wenn die munteren Gesänge
Auf dem Feld und in dem Wald,
Wenn der Freud' und Arbeit Klänge
Sind verstummet und verhallt:

3.

Dann auch gönnen sich die Quellen
Und die Ströme keine Ruh',

Und sie treiben ihre Wellen
Immerfort dem Meere zu.

4.

Lauter ist bei Nacht ihr Tönen
Auf der vorgeschrieb'nen Bahn,
Zeuget mächt'ger von dem Sehnen
Das sie treibt zum Ocean.

5.

In sich selber regt mit Wallen
Unaufhörlich sich das Meer;
Kommt, so ruft sein lautes Hallen,
Ström' und Quellen, zu mir her.

6.

So, wenn von der Welt Gewühle
Bei der Nacht die Seele ruht,
Strömen mächt'ger die Gefühle
Zu Dir hin, Du höchstes Gut.

7.

Lauter ist ihr inn'res Klingen
Wenn kein Laut das Ohr berührt,

Während zu dem Meer sie dringen,
Wohin sie die Gnade führt;

8.

Zu dem Meere, dessen Wogen
Tönen durch des Lebens Nacht,
Daß wir werden fortgezogen
Durch der ew'gen Liebe Macht.

9.

Rausche laut zu allen Stunden,
Meer der Liebe, meinem Sinn,
Bis ich ganz mit Dir verbunden,
Und in Dich versunken bin.

Reiselied.

1.

Weithin durch des Feldes Räume
Ziehen sich die Reih'n der Bäume
Aus der großen Königsstadt;
Die wie Strahlen aus dem Sterne
Ihre Straßen in die Ferne
Vielfach ausgesendet hat.

2.

Immer rollen hier die Wagen,
Und die müden Rosse jagen
Tag' und Nächte, sonder Ruh;
Weil heran die Einen stürmen
Kehren Andere den Thürmen
Und der Stadt den Rücken zu.

3.

Was sucht Jener, der entfliehet;
Was sucht Dieser, welcher ziehet

Mit bestäubter Eil heran?
Immer sind's vermeinte Güter,
Die betrogene Gemüther
Suchen auf des Lebens Bahn.

4.

Alles ungeduld'ge Regen
Auf der Weltlust breiten Wegen
Führt nicht zu der Wünsche Ziel;
Und im Süden wie im Norden
Ist der Fremdling nur geworden
Trügerischer Mächte Spiel.

5.

Sieh, mit ew'gem Ruhm bekränzet,
Winket Gottes Stadt und glänzet
In der Wahrheit hellem Schein.
Und aus jedem Punkt im Kreise
Führt ein sicheres Geleise
Zu den Gnadenthoren ein.

6.

Dort ist ew'ge Frühlingsmilde,
Und das blühende Gefilde

Wird von Segen stets bethaut.
Wahrer Schönheit reiche Fülle
Wird dort ohne Bild und Hülle
Mit Entzücken angeschaut.

7.

Dort sind tiefe Freudenschauer,
Heilig, rein, von ew'ger Dauer,
Schätze, die man nicht verliert;
Und nie von dem Haupt genommen
Wird die Krone, die dem Frommen
Die verklärte Stirne ziert.

8.

Ach! mein Leben währt schon lange,
Und ich hab' auf meinem Gange
Viel der Schritte schon gethan;
Doch von diesen vielen Schritten
Führten zu den ew'gen Hütten
Wohl die wenigsten hinan!

9.

Alles Eitlen bin ich müde;
Nach dir seufz' ich, wahrer Friede,

Den die Welt uns nicht gewährt.
Diesem heil'gen Ziel des Strebens
Sey fortan der Rest des Lebens
Und der Reise zugekehrt.

10.

Du, der Frieden uns verkündet,
Seine Wohnung fest gegründet,
Und sie uns eröffnet hat:
Herr und Heiland, gib auch heute
Mir dem Pilger Dein Geleite
Auf dem Weg zur Gottesstadt.

Das verborgene Thal.

1.

Einst hat mich auf seinen Schwingen der Geist
In ein Thal voller Anmuth geführet,
Das keine Zunge genugsam preist,
Das herrlich von Gott ward gezieret;
Doch hat, seit der Schöpfung Morgen gegraut,
Es noch kein menschliches Auge geschaut.

2.

Denn Felsen thürmen sich rings in die Luft,
Die jeglichen Zugang versagen.
Nur zuweilen wird lieblicher Blüthenduft
Weit hinaus in die Länder getragen,
Den der Westwind begierig in sich sog,
Wenn er leiseren Fluges das Thal durchzog.

3.

Von der Höhe der Felsen mit tönendem Schall
Senkt ein Strom in das Thal sich hernieder.

Der Adler umkreiset den Wasserfall,
Er dehnet sein mächt'ges Gefieder;
Er ruhet und schwebet und badet mit Lust
In dem Thaue des fallenden Wassers die Brust.

4.

Und benetzt von des Wassers erfrischendem Thau
Stehn dort in buntem Gedränge,
Die Blumen weiß, golden, und purpurn und blau,
Sie verblühn, und erneun sich in Menge,
Sie blühn und verblühen und werden erneut,
Und haben doch Keinem die Augen erfreut.

5.

So blühet, so duftet, so rauschet, so klingt
Die Andacht in gläubigen Seelen.
Und wenn auch kein menschlicher Blick sie durch=
dringt,
Wenn sie gern ihre Schönheit verhehlen:
Allsehend dringt, wie der Sonnenstrahl,
Doch das Auge des Herrn in das duftende Thal!

Mein Vater.

1.

Wie so freundlich in der Felder Mitten
Wo der Frühling Blüthenkränze webt,
Dieses Dorf mit den bescheid'nen Hütten
Und dem alten Thurme sich erhebt!

2.

Sonntag ist es, und vom Thurme klingen
Töne durch des Morgenhimmels Blau,
Die weit über Berg' und Thäler dringen,
Und ersterben auf der fernen Au.

3.

Sonst, wenn diese Glockentöne klangen,
Trat auch Er aus seines Hauses Thür,
Zu dem Gotteshaus kam er gegangen,
Weiße Locken seines Hauptes Zier;

4.

Predigte, von heil'ger Gluth entflammet,
Herz und Augen frommer Rührung voll,
Gottes Wort, das von dem Himmel stammet,
Und das rein aus seinem Munde quoll.

5.

Jetzt auch ist versammelt die Gemeine,
Jetzt auch tönt zur Orgel der Gesang,
Doch in dieses Morgens hellem Scheine,
Wandelt Er nicht den gewohnten Gang.

6.

Um das Wort zu lehren, um zu beten,
Sieht die andachtsvolle Schaar ihn nicht,
Auf die Kanzel, vor den Altar treten,
Mit dem würdevollen Angesicht.

7.

Längst ist ihren Ohren schon verklungen
Seiner Stimme seelenvoller Laut,
Der in ihre Herzen sonst gedrungen
Und sie mild getröstet und erbaut.

8.

Wenn die Glockentöne sich verbreiten,
Säuselnd durch die reine Morgenluft,
So verklingt jetzt wehmuthsvoll das Läuten
Ueber seiner moosbedeckten Gruft.

9.

Wohl ihm, denn er wohnt im ew'gen Lichte,
Welches nie in Dunkel untergeht,
Und vor seines Heilands Angesichte
Denkt er seiner Kinder im Gebet.

Die Hoffnung.

1.

Die Hoffnung ist trüglich, und was sie verspricht
Das pfleget sie nimmer zu halten;
Es reifen zu köstlichen Früchten nicht
Die Blüthen, die schön sich entfalten.
So spricht man — doch was ich im Leben erprobt
Das hat mich anders belehret,
Und mehr als die Hoffnung mir angelobt
Hat gnädig der Herr mir gewähret.

2.

Auf Irdisches war mein Sinn gelenkt,
Und Geistiges hab' ich gefunden.
Statt des Eitlen ward mir das Ew'ge geschenkt,
Das trotzet dem Fluge der Stunden.
Ich suchte den Ruhm, den die Welt verleiht,
Und der bald in Schmach sich verdunkelt;

Und ich fand die himmlische Herrlichkeit
Die jetzt und immerdar funkelt.

3.

Ich suchte das Glück, das Freundschaft gibt
Wenn sich zwei Herzen verbinden;
Und konnte doch, ward' ich auch redlich geliebt,
Ein volles Genüge nicht finden.
Und der Herr, der jegliches Sehnen stillt,
Der, ist auch Alles zerronnen,
Noch bleibet mein Lohn, mein Helfer und Schild,
Den hab' ich zum Freunde gewonnen.

4.

Ich habe nicht ihn, Er hat mich gewählt,
Eh' ich war, hat Er mich erkoren,
Er hat mich auch dann zu den Seinen gezählt,
Wenn es schien, ich sey ihm verloren.
Ich verschmähte die Gaben aus seiner Hand,
Doch so lang' hat er in mich gedrungen,
Soviel göttliche Treu hat er auf mich gewandt,
Daß er meine Härte bezwungen.

5.

Wenn die Welt den ihr dienenden Sclaven verheißt
Des Lebens edelste Güter,
So täuschet doch oft nur der Lügengeist
Das eitle Vertraun der Gemüther.
Doch von wahrem Glück, von Gut und Ehr'
Und von Allem, was schmücket das Leben,
Hat mir der Herr, der barmherzige, mehr
Als ich dachte und hoffte, gegeben.

6.

Und wenn hinab einst der Schleier sinkt,
Der das Unsichtbare verhüllet,
Wenn der Herr von seinem Throne mir winkt,
Und ganz sich sein Rathschluß erfüllet:
O Herr, werd' ich sprechen, ein glänzendes Theil
Verhieß Dein Mund zwar den Frommen;
Allein Deines Himmels unendliches Heil
Ist in Keines Herz noch gekommen!

Der Frühling.

1.

Wo feiert der Frühling sein ewiges Fest,
Wo ist seine Wohnung gegründet?
Ich seh' einen Lenz nur, der bald uns verläßt,
Der schnell erscheinet und schwindet.
Nur Winterfrost find' ich, und Sonnenbrand,
Doch der Frühling selber hat keinen Bestand.

2.

Im Frühling träumet die Erde so süß
Von früheren, besseren Zeiten;
Sie träumet zurück sich in's Paradies,
Wo sie keine Frevel entweihten.
Doch bald sticht die Sonne, der Sturmwind heult,
Und der Erde liebliches Traumbild enteilt.

3.

Doch ist dies kein wesenlos täuschender Traum,
Denn es gibt einen Frühling, der dauert;

Er blüht in des Himmels seligem Raum,
Von keinem Froste durchschauert.
Er ließ, entflohen dem äußeren Blick,
In gläubigen Seelen ein Abbild zurück.

4.

Da strahlet ein liebliches Sonnenlicht,
Und die schönsten Blumen gedeihen;
Die Frucht fehlt neben den Blüthen nicht,
Die sich an den Zweigen erneuen;
Und das Wehen des Geistes mit Harfenklang
Fährt tönend den blühenden Garten entlang.

Adam und Eva.

I.

Als Gottes Sohn, in heil'ger Lieb' entglommen,
Am Kreuze starb, sie uns zu offenbaren,
War er umgeben von der Engel Schaaren,
Und von der Vorwelt längst verklärten Frommen.

Und Er, deß Leib aus Erde ward genommen,
Der des Gesetzes Strenge hat erfahren,
Weil er nicht rein sich wußte zu bewahren,
Wie er aus seines Schöpfers Hand gekommen,

Er sprach: Es ist der Baum des Paradieses,
Der Gutes mich und Böses kennen lehrte,
Ein Schatten nur von diesem Kreuz gewesen;

Denn Gutes auch und Böses lehrt mich dieses;
Wie groß die Liebe, die sich hier verklärte,
Wie groß die Sünde, kann ich an ihm lesen!

II.

Und Jene die, durch Schlangenlist berücket,
Die erste aller Sünden hat begangen,
Aus welcher Tod und ew'ge Pein entsprangen,
Sie sprach mit Thränen, aber doch entzücket:

Auch jenen Baum, der ganz das Herz beglücket,
An welchem ewig frische Blätter prangen,
In deren Grün die gold'nen Früchte hangen,
Des Lebens Baum — hab' ich im Kreuz erblicket.

Denn neue Unschuld, Heil und ew'ges Leben,
Schöpft hier die Menschheit aus des Heilands Wunden,
Und sie ersteht im neuen Jugendreize.

Der Baum, der uns Erkenntniß hat gegeben,
Ist mit dem Lebensbaum vereint gefunden:
Das ganze Paradies blüht aus dem Kreuze.

An den Erlöser.

Die Bilder, die im Innern sich entfalten,
Die vielfach mit einander sich verweben,
Sie sind ein Abdruck nur vom äußern Leben,
Und von der Welt vergänglichen Gestalten.

Oft herrschen sie als zwingende Gewalten,
Die uns mit Angst erfüllen und mit Beben,
Und die auf unsern Wink nicht mehr entschweben,
In starrer Nähe vor uns festgehalten.

O möchte dies Getümmel doch mir schwinden!
O daß Ein Bild der andern Schwarm vertriebe,
Und mich vor ihnen ließe Ruhe finden!

Und daß, die ganze Seele mir mit Liebe
In ihren tiefsten Tiefen zu entzünden,
Dein Bild, o Jesu, einzig in mir bliebe!

Frage und Antwort.

Das Höchste, das der Menschen Weisheit lehret,
Hast du begierig in Dich eingesogen;
Und auf des Lebens vielbewegten Wogen
Hast du in jeder Tugend Dich bewähret.

Der Menge Beifall hat Dich laut geehret,
Der Erde Großen waren Dir gewogen;
Und was er strenge Vielen hat entzogen,
Das hat der Himmel reichlich Dir gewähret.

Drum wollest du mir treulich Auskunft geben,
Und aller Güter höchstes mir verkünden,
Das Du gewannst in Deinen besten Stunden.

„Das Höchste, das mir ward in meinem Leben,
„Ist, daß ich Buße that für meine Sünden,
„Und Heilung fand in Jesu Christi Wunden.“

Mozart's Requiem.

Die Seele die, aus irdischem Gedränge
Schon aufwärts schwebet zu des Himmels Hallen,
Wird von der Furcht noch einmal überfallen,
Und richtet sich nach des Gesetzes Strenge.

Verwirrt hört sie die ewigen Gesänge,
Die donnernd ihr, wie Meeresbrausen, schallen;
Sie wagt nicht mit den Seligen zu wallen,
Und fliehet ihre glanzerfüllte Menge.

Die Strahlen, die aus Gottes Throne dringen,
Sind ihr wie Blitze, die sie fast vernichten,
Die ihr Gerechtigkeit und Pein verkünden.

Da hört sie es durch alle Himmel klingen:
Getrost, o Mensch, es wird ein Mensch Dich richten,
Der sterbend selbst gebüßt für Deine Sünden.

Poetische Versuche

aus früheren Jahren.

Demosthenes.

1808.

Wie ein mächtiger Strom, von Regengüssen geschwellet,
Sich in dem wehrenden Damm erst nur den schmaleren Bruch
Oeffnet, aber sogleich der Fluthen strömende Fülle
Und der Wellen Gebraus rasch in das zitternde Thal
Unaufhaltsam gießt, daß der Menschen Wohnungen alle
Siegreich der wogende Strom decket und rings überschwemmt:
So, Demosthenes, Du, mit unergründlichem Tiefsinn,
Leis' und schonend zuerst, dann mit gewaltiger Kraft,

Lenkst Du der Menschen Herz, und es drängt in die innersten Tiefen
Sich der Rede Strom, welcher den Lippen entbraust.
Jeder gehorcht Dir, und meint, nur dem eigenen Willen zu folgen;
Jeder glaubet sich frei, wenn Du gewaltig ihn zwingst.
Frei auch ist er! Du hast im Gemüth nur den eig'nen Entschluß ihm
Ausgebildet, es folgt Jeder dem inneren Gott.
Viele Mächtige gibt's. Sie führen das Volk durch der Arme
Kraft, durch das schneidende Schwert, stumm, das unwillige, fort;
Aber sie herrschen nicht, denn der Leib zwar folget gebunden,
Weil sich der sträubende Geist gegen den Führer empört.
Du regiertest den Geist durch des Geistes Kraft, und ein Jeder
Hat dein beredtes Wort gern und freiwillig erfüllt. —

Unbeachtet verfloß ihm die einsam strebende Jugend,
Wo er euch schüchtern betrat, Gärten der Akademie,
Horchend Platons Wort, und oft den kühlenden Schatten
An des Ilissus Rand still und verborgen genoß.
Doch aus behaglichem Schatten und aus philosophischer Ruhe
Trieb ihn das strebende Herz und die gewaltige Kraft
In der Ekklesie Brausen hinein, in den Kampf der Gerichte,
In des Hasses Gebrüll, nur mit der Rede bewehrt.
Also hat er gestanden, und hat gesprochen; es lenkte
Seines Wortes Gewalt aller Athener Gemüth.
Und er hat herrlich bezeugt im Leben, im Reden und Handeln,
Daß der beredteste Mann auch der vortrefflichste sey.

Cäsar.

1809.

Quaestori ulterior Hispania obvenit: ubi cum mandatu praetoris, jure dicundo, conventus circumiret, Gadesque venisset, animadversa, apud Herculis templum, Magni Alexandri imagine, ingemuit: et, quasi pertaesus ignaviam suam, quod nihil dum a se memorabile actum esset, in aetate, qua jam Alexander orbem terrarum subegisset, missionem continuo efflagitavit, ad captandas quam primum majorum rerum occasiones in urbe.

Sueton. Julius. Cap. 7.

1.

Cäsar, warum magst Du weilen
In der Seele tief bewegt,
Hier, wo an Alcides Säulen
Die erzürnte Woge schlägt?
Warum schaun in dieser Wildniß
Deine Blicke nur das Bildniß
Von Philippus großem Sohn?
In Gedanken tief versunken
Sprühen Deine Augen Funken
Und es bebt der Stimme Ton:

2.

Also bis zum Abendmeere,
Zu der Sonnen Untergang,
Zollt man ihm Heroen-Ehre,
Der den Orient bezwang!
Durch des Herzens kühnes Wagen,
Fand in seinen Jünglings Tagen,
Er des ew'gen Ruhmes Lohn;
Und auf des Darius Sitze
Spielte mit des Vaters Blitze
Jovis jugendlicher Sohn.

3.

Ist nicht jener Himmelsfunken,
Der entzündet seinen Muth,
Auch in meine Brust gesunken?
Stamm' ich nicht aus Götterblut?
Waren ihm, als er geendet,
Mehr der Jahre denn gespendet
Als die Parze schon mir spann?
Aber was hab' ich erstrebet?

Da er schon genug gelebet
Fing ich nicht zu leben an.

4.

Jahre, so die Gunst der Horen,
Mir zu besserm Zweck verliehn,
Denk' ich, wie ich euch verloren,
Muß ich tief vor Scham erglühn.
Nichts hab' ich erbaut, erschaffen,
Mit dem Geist und mit den Waffen,
Nichts zertrümmert und zerstört;
Und mit nichtig eitlen Siegen
Konnte sich dies Herz begnügen,
Das doch eine Welt begehrt.

5.

O! nie stillet sich sein Toben,
Ehe nicht mein Arm die Welt
Aus den Angeln ausgehoben
Und verwandelt hingestellt.
Alles soll mein Muth erreichen,
Was mich hindert soll entweichen,

Was

Was ich will, das soll geschehn;
Wo auf Erden Menschen wandeln
Soll ihr Streben und ihr Handeln,
Sich um meinen Willen drehn.

6.

In Hispaniens Regionen
Tritt ein Bild vor meinen Sinn:
Du mit deinen tausend Kronen
Bist es, Städte Königin.
Es erscheint mir wo Najaden
Sich in Tajo's Strome baden,
Der auf gold'nem Sande quillt;
Und ich muß mit Geistesblicken
Voll Verlangen und Entzücken
Immer schauen auf dies Bild.

7.

Roma, deines Lebens Wogen,
Wälzen in dem alten Bett,
Von Gewohnheit fortgezogen,
Sich in stiller Majestät.

Freude tönt in deinen Hallen,
Wenn ein Feind in Staub gefallen,
Wenn der Triumphator naht;
Und das Loos der Nationen
Die das Erdenrund bewohnen,
Wägt gebietend der Senat.

8.

Also strömet der Quiriten
Großes Leben ruhig fort:
Und ich kann ihm nicht gebieten,
Und es horcht nicht auf mein Wort!
Laß ich meine Stimm' erschallen,
Ist es nur ein eitles Hallen
Das gebebet in der Luft;
Und leicht füllte sich die Leere
Wenn zum bleichen Schattenheere,
Mich des Schicksals Stimme ruft.

9.

Hör' es, Spaniens Gefilde,
Meer, das brausender sich hebt,

Hör' es, Held, bei dessen Bilde
Meine Heldenbrust erbebt:
Zu noch unerhörten Siegen
Auf des Ruhmes Bahn zu fliegen
Schwöret Cäsar, bis er fällt,
Oder bis zu seinen Füßen
Ihn als Herrscher zu begrüßen
Sinkt die Königin der Welt.

10.

Dann soll sich ein Werk gestalten,
Welches Trotz dem Schicksal beut;
Nicht zerfallen, noch veralten
Soll es in dem Strom der Zeit.
Meines Herrschersinns Gepräge
Führt auf seinem langen Wege
Er zur fernsten Zukunft hin;
Und mir sagt mein Geist: ich werde
Herrschen noch auf dieser Erde,
Wenn ich längst entschwunden bin.

Preuſze und Franke.
1813.

Preuße.

1.

Schön war unſer Tod im Schlachtgewühle,
Schöner fängt ein neues Leben an;
Komm' mit mir, mein himmliſcher Geſpiele,
Laß uns wandeln dieſe Sternenbahn.
Sprich, wo fochteſt Du in dieſem Streite?
Denn Dein Antlitz iſt mir unbekannt.
Standeſt Du auf unſ'rer deutſchen Seite,
Oder ſandte Dich des Feindes Land?

Franke.

2.

Dort, wo unter Hügeln voller Reben,
Silbern rollet der Durance Fluth,
Dort erwacht' ich zu dem frohen Leben,
Und auf deutſchem Boden floß mein Blut!

Dort sind meine Eltern, meine Lieben,
Dort der Acker, den ich gern gebaut;
Doch Tyrannenmacht hat mich getrieben
Aus der Heimath, von der süßen Braut.

3.

Unmuthsvoll ergriff ich Wehr und Waffen,
Hüllte mich in kriegerische Zier,
Ging ein Sclave unter tausend Sclaven,
Festen Muths, doch ohne Kampfbegier.
Denn wir kennen nicht das Heldenfeuer,
Von Begeist'rung herrlich angefacht;
Mit Gewalt treibt uns ein Ungeheuer,
Und wir folgen seiner finst'ren Macht.

4.

Unser Geist, im Irdischen begraben,
Schauet nie der Wahrheit Himmelslicht;
Selbst die Kirche spendet ihrer Gaben
Reichen Segen Frankreichs Kriegern nicht.
Keine Stimme tönt in unsern Heeren
Die das Herz von Sündenlast befreit;
Nimmer wird an heiligen Altären
Uns das hohe Sacrament geweiht.

5.

Gehn wir muthig gleich im Schlachtgetümmel
Der Gefahr entgegen, die uns droht,
Ist doch unserm Herzen fern der Himmel,
Ist doch trüb', unselig unser Tod.
Gladiatoren sind wir, stumm ergeben
Einer eisernen Nothwendigkeit;
Christen nicht, die froh der Erd' entschweben,
Wenn der Todesengel es gebeut.

6.

Bitter, unfreiwillig war mein Scheiden,
Als ich meine dunkle Hülle ließ,
Von der Liebe, von der Ehre Freuden,
Die mir trügerisch die Welt verhieß.
Selbst, indem der Geist sich aufwärts schwinget
Fühlt er noch, daß ihn die Erde hält;
Und er weiß nicht, da er schmerzlich ringet,
Ob er sich erhebet, oder fällt.

Preuße.

7.

Er erhebt sich — gehn zur Himmelswohnung
Glaube nur und Hoffnung ihm voran;

Glaube, daß statt Strafen er Belohnung,
Statt der Schmerzen, Freuden hoffen kann.
Meine Blicke sehn den Himmel offen,
Froh erheb' ich mich mit kühnem Schwung,
Und mir ist bei meinem frommen Hoffen,
Süßes Labsal die Erinnerung.

8.

Ja, zu euch, des Vaterlandes Fluren,
Senkt aus diesen Höhen sich mein Blick,
Und er schaut, in immer theuren Spuren,
Meiner Jugend unschuldvolles Glück.
Schöner doch beginnt in diesen Sphären,
Herrlicher des Lebens neuer Lauf;
Und bald führt, mit mir sie zu verklären,
Alle meine Theuren Gott herauf.

9.

Nicht betrogen hat Dich Dein Vertrauen
König, an dem Tage der Gefahr;
Kaum erscholl Dein Ruf durch Preußens Auen,
Stand gewaffnet Deiner Söhne Schaar.
Schnell verschwunden, so wie nicht'ge Schäume,
Vor dem neuen, herrlichen Beruf,

Waren alle jugendlichen Träume,
Die ein glückverlangend Herz sich schuf.

10.

Bei dem Scheiden flossen keine Zähren,
Wie sie Schmerz und bange Trauer kennt;
Thränen wohl, wie sie den Blick verklären,
Wenn die Andacht in dem Herzen brennt.
Von der Ehre blutbesprützten Wegen,
Mahnte nicht den Sohn die Mutter ab;
Und der Vater, gab er seinen Segen,
Fühlte, daß er ihn bewundernd gab.

11.

Frohen Muthes wogten uns're Züge
Nun das grüne Frühlingsfeld entlang;
Während zum Gefecht, zum Kampf, zum Siege
Lockend, rufend unser Horn erklang.
Aber kam die abendliche Stille,
Und wir standen einsam auf der Wacht,
Und es traten aus der nächt'gen Hülle
Mond und Sterne vor in ihrer Pracht:

12.

Dann erhob sich unser Auge dreister
In die unsichtbare Welt zu schau'n,
In das ewig nahe Reich der Geister,
In die lichtumkränzten, sel'gen Au'n.
Da entflohen alle Erdensorgen,
Vor des Glaubens hoher Freudigkeit:
„Herr, du rufest heut nun oder morgen,
Immer sind zu folgen wir bereit."

13.

Auf dem Feld erheben sich Altäre,
Und das Lager wird zum Heiligthum.
Tiefe Demuth vor dem Gott der Heere
Krönet uns'res Königs Heldenruhm.
Mit dem Ew'gen schließt die tapf're Menge
Froh des Sacramentes festen Bund,
Und der Kirche heilige Gesänge
Klingen schöner aus der Krieger Mund.

14.

Donner der Kanonen gab das Zeichen
Zu der ersten, lang' ersehnten Schlacht.

Durch des Feindes Reihen, über Leichen
Ward von den Gefährten Bahn gemacht.
Plötzlich schlägt ein Blei mir Todeswunden,
Daß der Leib zur Erde niedersinkt,
Weil der Geist, vom Irdischen entbunden,
Leichten Fluges sich zum Himmel schwingt.

15.

Dort liegst Du mit Tausenden vereinet,
Bleiche Hülle auf dem Todesfeld;
Du, auf welche keine Schwester weinet,
Keines grauen Vaters Thräne fällt.
Doch der Himmel hüllet sich in Trauer,
Träufelt auf Dich Thränen milden Thau's,
Und er wäscht durch seine Regenschauer
Deine offnen Todeswunden aus.

16.

Nicht in eine abgeschied'ne Stätte,
Die im Mutterboden Dich empfängt,
Nur in ein gemeinsam weites Bette,
Wirst mit vielen Tapfern Du gesenkt.

Doch Dir folget durch der Schöpfung Kreise
Gottes Auge, das im Dunklen späht,
Und erneuen, wunderbarer Weise,
Wird er Dich, wann alles Fleisch ersteht.

17.

Doch neues Licht wogt durch des Himmels Räume,
Wie tausend Regenbogen strahlt der Glanz,
Schon winken uns des Paradieses Bäume,
Und auf mein Haupt senkt sich ein Palmenkranz.
Erfüllt sind meine kindlich frommen Träume,
Des Himmels Seligkeit empfind' ich ganz,
Auf neue Wonne folgt ein neu Entzücken:
Der mich erlöset, zeigt sich meinen Blicken.

18.

Ihn seh ich, der auf irdischem Gefilde,
Als Gott und Mensch gewandelt und gelehrt,
Wie ihn mein Geist, im selbst geschaff'nen Bilde
Von früher Kindheit andachtsvoll verehrt.
Zu Gottes Rechten thront des Sohnes Milde,
Von seines Vaters Majestät verklärt.
An ihn hab' ich im harten Kampf geglaubet,
Er gibt die Freude mir, die Niemand raubet.

19.

Ihr schwinget um mich purpurrothe Fahnen,
Ihr, die der Herr zu Streitern sich erkor,
Die muthig kämpfend auf des Glaubens Bahnen,
Wie ich gelangtet zu des Himmels Thor.
Ihr Märtyrer, ihr meine geist'gen Ahnen,
Mit Freudenruf grüßt ihr mein staunend Ohr.
In eure Schaaren bin ich aufgenommen,
Und lebe mit den Tapfern und den Frommen.

Franke.

20.

Der Zukunft Dunkel schwindet meinen Blicken,
Der Völker Schicksal ist dem Aug' entrollt;
Die Preußen gehn aus schweren Mißgeschicken
Hervor, geläutert, wie ein reines Gold.
Der Freiheit Segen wird sie schön beglücken,
Der Freiheit, die ihr fester Sinn gewollt.
Gott selber hat für Deutschland sich entschieden,
Es kämpft, es siegt, und gibt der Welt den Frieden!

Theodor Körner.

1814.

Verstummt ist Deine kriegerische Leier;
In seiner Scheide ruht Dein tapf'res Schwert;
Doch schau' herab, Du Vaterlandsbefreier:
Befreit ist Deutschland, wie Dein Wunsch begehrt.

Triumphgesang sey Deine Todtenfeier!
Und diese Gluthen, die Dein Herz verzehrt,
Sie rollen fort, ein Strom von lichtem Feuer,
In Deinem Liede, welches ewig währt.

Und, tritt aus seiner Phantasie Bezirken
Hinaus der Dichter in's lebend'ge Wirken,
So lehr' Dein Beispiel der ungläub'gen Welt:

Wer mit Begeist'rung schlug die gold'nen Saiten,
Kann muthig auch den Kampf des Lebens streiten;
Ein wahrer Dichter ist ein wahrer Held.

Die Pfaueninsel.

1.

Wer Dich, o König, niemals auch gesehen,
Wem niemals freundlich Du genaht,
Der müßte doch Dich und Dein Herz verstehen,
Wenn er nur diesen Strand betrat.

2.

Denn hier verlebst Du ländlich frohe Stunden,
Fern vom Gepränge Deiner Macht;
Hier blieb allein, da aller Glanz verschwunden,
Der Palmen und der Rosen Pracht.

3.

Hier blühn die schönsten, seligsten der Freuden
In Deiner Kinder Kreise Dir!
Du darfst um sie den Bürger nicht beneiden;
Dein häuslich Glück beneiden wir.

4.

Hier war es, hier, im Schatten dieser Bäume,
Wo heimgekehrt zum Vaterland,
Die ält'ste Tochter ihrer Kindheit Träume
Und frohe Spiele wiederfand.

5.

Und Sie, die in dem himmlischen Gefilde
Längst weilet, selig und verklärt,
Umgibt Euch hier mit ihrem holden Bilde,
Das Eure fromme Sehnsucht nährt.

6.

O wenn Du schaust auf diesen Wasserspiegel,
Der manches heitre Segel trägt,
Und auf dies Ufer, wo ein bunt Geflügel
Sich in der Bäume Schatten regt:

7.

Gedenkst Du wohl, im ländlich frohen Sitze,
Daß einst, in sturmbewegter Welt,
Du standest unter donnerndem Geschütze,
O König, auf des Kampfes Feld?

8.

Denkst Du, wie in verhängnißvollen Tagen,
Dein Herz so fest und unbewegt,
Der Königssorge schwere Last getragen,
Wie es jetzt Ruhm und Glück erträgt;

9.

Wie Du bei Kulm den Kriegeslauf gewendet,
Wofür Europa laut Dich pries,
Und wie Du Deine Siegerbahn vollendet,
In den Gefilden von Paris?

10.

Du denkst es wohl, um Gott dafür zu preisen,
Nicht um Dich Deines Werths zu freun.
Was Du nicht thust, soll Dir Dein Volk erweisen,
Dein Lob soll uns're Freude seyn.

11.

Ja, wenn sich hier der Bäume Wipfel regen,
Vom linden Abendhauch durchweht,
So sage Dir, daß Dir des Himmels Segen
Von tausend Herzen wird erfleht.

Der See im Walde.

1.

Wie der See, vom Wald umgeben,
Gleich gedieg'nem Silber glänzt;
Wie sich Hügel rings erheben,
Die ein hoher Eichwald kränzt!
Wie in seinen feuchten Spiegeln
Mit den Wäldern und den Hügeln
Der entwölkte Himmel ruht;
Und sich an des Ufers Kieseln
Brechen mit gelindem Rieseln
Wellen der durchsicht'gen Fluth!

2.

Wie ist hier in Waldes Mitten
Dieser stille Ort versteckt,
Unbesucht von Menschentritten
Und von keinem Aug' entdeckt!
Einsam ruht er und verborgen,
Wenn mit rothem Strahl der Morgen

Dieser Eichen Wipfel grüßt;
Und kein Aug' hat ihn gesehen,
Wenn der Abend diese Höhen
In die Schattenarme schließt.

3.

Dieses Gras ist nicht gebogen
Von des irren Wandrers Gang.
Kommt ein ferner Ton geflogen,
So verhallet hier der Klang.
Was auf diesen Wiesen schwirret,
Ist die Biene, die verirret,
Ihren Heimathsweg verlor;
Und was im Gebüsche rauschet
Ist ein Reh nur, welches lauschet
Aus der Waldesnacht hervor.

4.

Doch die einsam wilden Hügel
Und die Waldesnacht durchweht
Gottes Geist mit lindem Flügel
Und in stiller Majestät.
Alles bleibt von ihm durchdrungen

Was zu Anfang ist entsprungen
Seinem schöpferischen Ruf;
Und was keine Blicke spähen,
Das durchschaut er ungesehen,
So wie er's allmächtig schuf.

5.

An des Raumes fernster Grenze,
Der nicht Maaß noch Zahl entspricht,
Blickt er auf die Sternenkränze,
Die er sich zur Ehre flicht.
In der Erde tiefem Dunkel
Schaut er des Rubins Gefunkel,
Hört er, wie der Abgrund klingt;
Und auf nie betret'nen Fluren
Folgt er allen Kreaturen,
Wenn die Wüste sie verschlingt.

6.

Und ein hohes Selbstgefallen
Wohnet in dem ew'gen Geist,
Wenn auch keines Wesens Lallen
Seinen Schöpfer dankend preist.

Auf der Weisheit ew'ger Wage
Wägt er Alles, wie am Tage,
Wo vom Schaffen er geruht;
Und der Heilige, der Weise,
Wiederholt sich selbst zum Preise:
Alles was ich schuf, ist gut.

Hebräische Gesänge.

Aus dem Englischen

des Lord Byron.

Sie geht in Schönheit.

1.

Sie geht in Schönheit, und entzücket,
Wie Nachts ein heit'res Sternenlicht.
Der Schatten und das Helle schmücket
Vereint ihr Aug' und Angesicht,
Woraus ein milder Schimmer blicket,
Der dem prunkvollen Tag' gebricht.

2.

Nichts darf vom Licht, vom Schatten schwinden,
Dahin würd' auch die Anmuth seyn,
Die webt in ihres Haars Gewinden,
Die leuchtet in der Stirne Schein,
Wo die Gedanken sanft verkünden,
Es sey ihr Wohnsitz hold und rein.

3.

Der milde Reiz, der ihr beschieden,
Das Lächeln, das ihm Anmuth gibt,
Es spricht von ihrer Seele Frieden,
Von guten Thaten, still geübt,
Von Eintracht mit der Welt hienieden,
Es sagt, daß sie unschuldig liebt.

David's Harfe.

1.

O Harfe, die des Gottgeliebten Hand,
Des königlichen Sängers, hat geschlagen,
Die, was die Andacht Innigstes empfand,
Auf den geweihten Tönen hat getragen:
Wie müssen jetzt wir um dein Schweigen klagen!
Es ward Gemüthern, die von Erz,
Durch dich des Höchsten Wille werth und theuer;
Es war kein Ohr so stumpf, so roh kein Herz,
Das nicht empfand, nicht glüht' von heil'gem Feuer;
Und Davids größte Macht war seine Leier!

2.

Es feierte den Ewigen ihr Klang;
Ihr Ton war seiner großen Werke Spiegel;
Es horchten froh die Thäler dem Gesang,
Die Zedern ließ er hüpfen und die Hügel,
Und drang zu Gott auf der Begeist'rung Flügel.

Verklungen ist er jedem Ohr,
Von Andacht nur und Liebe noch vernommen.
Für diese bricht ihr hoher Geist hervor,
In Tönen, Träumen, die vom Himmel kommen,
Und die kein Tageslicht entführt dem Herz der Frommen.

Die höh're Welt.

1.

O höh're Welt, wird auch in Dir
Sich treue Liebe treu bewähren;
Liebt sie so innig dort wie hier,
Mit gleicher Gluth, doch ohne Zähren:
Gegrüßt dann, unbetret'ne Sphären,
Willkommen, jetzt schon, Sterbenszeit,
Wo, fern vom Leid, wir uns verklären
In deinem Glanz, o Ewigkeit!

2.

Es muß so seyn, und es ist gut,
Daß wir an jenem Strande beben,
Wo vor uns rollt die Todesfluth,
Und noch am flieh'nden Daseyn kleben.
O denket doch an jenes Leben
Das unser Herz uns wiedergibt,
Um dort in ew'ger Lust zu schweben
Vereint mit dem, was wir geliebt!

Die wilde Gazelle.

1.

Gazelle, die so wild und schnell
Auf Juda's Bergen springt,
Und aus lebend'gem Sprudelquell
Auf heil'gem Boden trinkt,
Wie du so luftig schwebst und kühn,
Kann wohl dein Aug' vor Freude glühn.

2.

Ach and'rer Füße leichten Tanz
Auf den geliebten Höh'n,
Und einen hellern Augenglanz
Hat Juda sonst gesehn;
Die Zedern stehn noch immerdar,
Doch es verschwand der Jungfrau'n Schaar.

3.

O jede Palm in Juda's Land
Ist glücklicher als wir,

Denn stehen bleibt sie festgebannt,
Der Wüste schöne Zier.
Das Mutterland verläßt sie nie;
Wo sie geblüht, da welket sie.

4.

Wir suchen uns, des Elends Raub,
Ein Grab in fremder Welt;
Es wird zu uns'rer Väter Staub
Nicht unser Staub gesellt:
Zerstörung sitzt und grinset Hohn
Auf Juda's umgestürztem Thron.

Weint um Israel.

1.

Beweint die, so geweint in Babels Land!
Judäa ist ein Traum, der Tempel schwand;
Der heil'gen Harfe Saiten sind gesprungen;
Abgötter sind auf Gottes Berg gedrungen!

2.

Und wo ist für die wunden Füße Ruh?
Und wann strömt Zion's Lied uns Freude zu?
Wann wird der Ton, bei dem sonst vor Entzücken
Das Herz uns schlug, uns noch einmal erquicken?

3.

Ihr irren Stämme, flüchtig und verbannt,
Wo gäb' es Ruhe, fern vom Vaterland?
Der Fuchs sucht sie im Bau, im Nest der Rabe,
Der Mensch im Haus — Israel nur im Grabe.

Jordan's Ufer.

1.

Auf Jordan's Ufer streifen wilde Horden,
Moria ist des Baal's Sitz geworden,
Ihm wird auf Sinai das Knie gebeugt;
O Gott, daß hier, selbst hier Dein Donner schweigt!

2.

Hier — wo in Stein Du Flammenschrift ge-
graben,
Hier — wo Dich Blitze, wie ein Kleid, umgaben,
Wo von dem Volk Dein Schatten ward gesehen —
Wer Dich selbst schaute, müßte untergehn!

3.

O blick' herab im Blitz, Dein Donner schalle,
Daß aus des Siegers Hand der Speer entfalle!
Wie lange währt noch der Ungläub'gen Macht,
Wann wird Dein Dienst, o Gott, Dir dargebracht?

Jephtha's Tochter.

1.

Soll nach des Volkes und nach Gottes Willen,
O Vater, sich mein Schicksal jetzt erfüllen,
Hat Dein Gelübde dieses Land befreit,
So triff den Busen, der sich jetzt Dir beut!

2.

Die Klag' und Trauer hat nun aufgehöret,
Von Bergeshöh'n bin ich zurückgekehret.
Führt Deine Hand, die ich geliebt, den Stahl,
So ist auch in dem Tode keine Qual.

3.

Und glaub', o Vater, was ich Dir verkünde:
Ein reines Blut entströmet deinem Kinde,
Und wie dein letzter Vatersegen rein,
Wird auch in mir das letzte Denken seyn.

4.

4.

Es ziemt, wenn Salems Jungfrau'n um mich
klagen,
Dem Helden und dem Richter nicht das Zagen.
Die große Schlacht gewann ich ja für Dich,
Mein Vater und mein Volk sind frei durch mich.

5.

Ist längst das Blut, das Du mir gabst, ver-
rauchet,
Und dieser Ton, den Du geliebt, verhauchet,
So denke noch des Ruhms, den ich erwarb,
Und, o, vergiß nicht, daß ich lächelnd starb.

Todtenklage.

1.

Du in der Schönheit strahlendem Schein
Entschwund'ne, Dich drücke kein lastender Stein!
Es soll'n auf Deines Hügels Grün
Des Jahres frühste Rosen blühn,
Und sanften Schatten die Zypresse streun.

2.

Und bei dem Strom, der dort die Fluren tränkt,
Wird von der Trauer Deine Gruft bewacht.
In Träume, in Gedanken tief versenkt,
Weilt sie so lange, schreitet sie so sacht,
Als störte sie die Ruhe Deiner Nacht.

3.

„Hinweg! Vergeblich ist der Schmerz,
Den Tod erweicht nicht Deine Qual!"

Ach, wird dadurch geheilt das Herz,
Geringer der Betrübten Zahl?
Du selbst, der dies mir zuruft — naß
Ist ja Dein Aug' und Deine Wange blaß.

Mein Geist ist trüb'.

1.

Mein Geist ist trüb'; den Ton der Saiten
Den jetzt mein wildes Herz erträgt,
Laß ihn in meine Ohren gleiten,
Von Deiner Finger Kunst erregt.
Wenn einen Wunsch mein Herz gepflegt,
In diesem Ton wird Hoffnung blühen;
Die Thräne, die das Auge hegt,
Wird fließen, statt im Hirn zu glühen.

2.

Doch wild und tief mußt Du beginnen,
Mit keinem Ton, der freudig klingt.
In Thränen muß mir das zerrinnen,
Wovon das Herz mir sonst zerspringt.
Denn daß es sich zum Schweigen zwingt,
Sich nur von Kummer nährt, ist lange:
Und jetzt, wo es so schrecklich ringt,
Jetzt bricht es, oder schmilzt im Klange.

Thränen und Lächeln.

1.

Ich sah die volle Thräne glühn
In Deines Auges Blau,
Das wie ein Veilchen mir erschien,
Benetzt mit Tropfen Thau.
Ich sah es lächeln: da erblich
Vor ihm des Sapphirs Schein;
Des Aug's lebend'gem Strahle wich
Der glanzerfüllte Stein.

2.

Der Sonne Strahlen oft verleihn
Dem dunkeln Himmelsrand,
Noch einen tiefen, sanften Schein,
Wenn sie schon längst entschwand:
So strahlt der glanzerfüllte Blick
Hell in des Herzens Nacht,
Und läßt ihm einen Strahl zurück,
Der freundlich darin lacht.

Dein Leben schließt.

1.

Dein Leben schließt, Dein Ruhm begann;
Dein Volk, o theurer Held,
Erzählt im Lied, was Du gethan,
Wie Du gekämpft im Feld,
Wie uns Dein Muth den Sieg gewann,
Die Freiheit hergestellt.

2.

Die Freiheit, die Du gabst, entreißt
Auch Dich dem Todesloos.
Dein edles Heldenblut zerfleußt
Nicht in der Erde Schooß.
Es wall' in uns mit Deinem Geist,
Der sich in uns ergoß.

3.

Dein Heldenname tön' entlang,
Als Schlachtruf, uns're Reih'n.

Von Deinem Fall sey der Gesang,
So Dir die Jungfrau'n weihn.
Die Klage wär' kein würd'ger Dank:
Beweint sollst Du nicht seyn.

Saul vor seiner letzten Schlacht.

1.

Krieger und Feldherr'n, ereilt mich der Tod,
Weil ich euch führe zum Kampfe für Gott,
Nehmt nur des Königes Leiche nicht wahr,
Würget und mordet die feindliche Schaar.

2.

Du, der mir nachträgt den Bogen und Schild,
Dächten Sauls Völker auf Flucht im Gefild,
Streck mich im Augenblick todt vor Dich hin;
Mein sey das Loos, dem sie schändlich entfliehn.

3.

Fahrt wohl, ihr andern; nie scheid' ich von Dir,
Sohn meines Herzens, Du König nach mir.
Würdig des Scepters und Throns, sey die Macht,
Oder der Tod, den uns bringet die Schlacht.

Saul und Samuel.

1.

Du, deren Kunst die Todten ruft,
Laß des Propheten Geist mich sehen.
„Steig', Samuel, aus Deiner Gruft!
„Du siehst ihn, König, vor Dir stehen."

Die Erde gähnt: von Finsterniß umwallt,
Wovor das Licht entflieht, steht die Gestalt.
Aus seinen Augen starrt der Tod heraus;
Die Hand, die Adern, Moder ist's und Graus.
Sein Fuß, wie ausgegrabenes Gebein,
Nackt, sehnenlos, strahlt einen bleichen Schein.
Der Laut von seinem unbewegten Mund
Heult, wie der Wind tief in der Höhlen Schlund.
Saul sieht's und fällt; so wie die Eiche fällt
Auf einmal, von dem Donnerkeil zerschellt.

2.

Warum wird mein Schlaf gestört?
Wessen Ruf hab' ich gehört?

Deinen, König? Blutlos, kalt,
Siehst Du meine Geistgestalt:
Wie Du mich erblickst mit Graun,
Bist Du morgen selbst zu schaun;
So bist Du, so ist Dein Sohn,
Eh' der nächste Tag entflohn.
Leb' wohl; nur für Einen Tag,
Dann liegst Du da, wo ich lag.
Du alsdann und Dein Geschlecht
Seyd gefallen im Gefecht,
Und das Schwert hat Deine Hand
Gegen Deine Brust gewandt.
Kronlos, leblos, stürzt hinab
Saul, sein Sohn, sein Haus, in's Grab.

Alles ist eitel, spricht der Prediger.

1.

Es waren Ruhm und Weisheit mein,
Und Jugend und mächtiges Walten.
Ich trank aus gold'nen Bechern Wein,
Umgeben von holden Gestalten.

Ich sonnte mein Herz in ihrem Blick,
Und fühlte von Lieb' es erglühen.
Was der Mensch sich wünscht, und was spendet das Glück
War mir, als dem Herrscher, verliehen.

2.

Ich lasse die verfloßne Zeit
Am Geist vorüberschweben.
Möcht' ich bei all' der Herrlichkeit
Sie noch einmal verleben?

Kein Tag, keine Stund' ist dahingerollt
Wo sanft mein Herz gerastet;
Und meine Würde schmückte kein Gold,
Das mich nicht schwer belastet.

3.

Die grimmen Schlangen auf dem Feld,
Vermag die Kunst zu zähmen;
Die, so das Herz gefangen hält,
Wie ihr den Stachel nehmen?

Sie horcht nicht auf der Weisheit Wort,
Auf Saiten, kunstvoll geschlagen;
Ihr Stachel brennet immerfort:
Der Geist, er muß es ertragen!

Wohin, o Seele?

1.

Wohin, o Seele, wirst du eilen,
Wenn unser Leib sinkt in das Grab?
Du kannst nicht sterben, kannst nicht weilen,
Der dunkle Staub fällt von dir ab.
Wirst du dann körperlos dich heben,
Von Stern zu Sternen, stufenweis?
Wirst du im ew'gen Raume schweben,
Ein sehend Aug', das alles weiß?

2.

Entfesselt, ewig, nie veraltet,
Erblickt sie, selber unsichtbar,
Was in der Schöpfung sich entfaltet,
Was nun besteht, und was einst war;
Was aus schon längst verfloßnen Jahren
Verdunkelt unserm Geist entflieht,
Kann sie mit Einem Blick gewahren,
Der, was geschah, auf einmal sieht.

3.

Eh' noch der Schöpfung Werk begonnen,
Dringt bis zum Chaos sie zurück;
Und zu noch ungebornen Sonnen
Erhebt sie ihren Seherblick.
Es schaut ihr Auge was wird werden,
Was schwinden in zukünft'ger Zeit;
Es löschen Sonnen, brechen Erden:
Sie ruht in eig'ner Ewigkeit.

4.

Frei ist sie, rein, denn überwunden
Hat sie Furcht, Liebe, Hoffnung, Haß.
Jahrtausende, die schon verschwunden,
Sie hatten Eines Tages Maaß.
Auch unbeschwingt, fliehn die Gedanken
Durch's All, wohin es will der Geist,
Der namenlos und sonder Schranken
Schon längst vergaß, was Sterben heißt.

Belsazzars Gesicht.

1.

Der König thront; es sitzen
Die Großen im Gemach;
Wohl tausend Lampen blitzen
Beim festlichen Gelag.
Aus goldenen Pokalen
Die ruchlos sie entweihn —
Es sind Jehova's Schalen! —
Fließt ihnen Greuelwein.

2.

Zu dieser Stunde hebet
Sich plötzlich eine Hand,
Die längs der Mauer schwebet,
Und schreibet wie auf Sand.
Von keinem Arm gehalten
Stellt diese Hand sich dar;
Man sieht sie seltsam walten,
Und schreiben wunderbar.

3.

Der König siehts mit Bangen,
Dahin ist seine Lust,
Blutlos sind seine Wangen,
Er stöhnt aus tiefer Brust:
Laßt uns die Männer hören,
Die weisesten der Welt,
Die Zeichen zu erklären
Die uns're Lust vergällt.

4.

Geschickt sind die Chaldäer,
Doch sie errathen's nicht;
Verhüllet bleibt dem Seher
Das furchtbare Gesicht.
Geübt sind Babels Greise
Wohl in geheimer Lehr';
Doch hier sind sie nicht weise,
Nicht räthselkundig mehr.

5.

Ein Jüngling hört — gefangen
Lebt er in Babels Land —

Des

Des Königes Verlangen,
Und fand der Schrift Verstand.
Die Lampen schienen helle,
Die Lettern standen klar;
Er deutet's auf der Stelle:
Der Morgen zeigt es wahr.

6.

Voll sind des Königs Tage,
Vollendet ist sein Reich.
Gott wog ihn auf der Wage,
Fand ihn dem Staube gleich.
Hinab von seinem Throne
Steigt er im Grabgewand:
Der Perser hat die Krone,
Der Meder hat das Land.

Die Sonne der Schlaflosen.

Schlafloser Augen Sonne, zitternd Licht,
Das durch die Finsterniß der Nächte bricht,
Und das erhellte Dunkel besser zeigt,
Wie Dir Erinnerung der Freude gleicht!
So scheint auch der vergang'nen Tage Lust,
Sie scheint, allein erwärmet nicht die Brust.
Dem wachen Kummer strahlt sie wie ein Stern,
Klar — aber kalt; hell — aber ach! so fern.

Wär' ich wirklich so falsch.

1.

Wär' ich wirklich so falsch, als der Irrthum es glaubt,
Was käm' von so fern ich, der Heimath beraubt?
Was entsagt' ich dem Glauben nicht? Dies wär' genug
Zu lösen den auf uns geworfenen Fluch

2.

Wenn der Böse nie siegt, dann mag Gott mit Dir seyn;
Wenn der Sklave nur sündigt, bist freilich Du rein.
Du sagst, daß auch droben Verbannung mir dräu':
So leb' Deinem Glauben, ich sterbe getreu.

3.

Was ich gab für den Glauben, wo fänd' ich's
bei Dir?
Der Gott, der Dir Macht ließ, bezeuget es mir.
In ihm ruht mein Herz und mein hoffender Sinn;
Mein Land und mein Leben, ich geb' es Dir hin.

Herodes Klage um Mariamne.

1.

O Mariamne, dieses Herz,
Das Dein Herz bluten ließ, muß bluten;
Auf Rache folget Todesschmerz,
Die Reu' auf wilden Zornes Gluthen.
O Mariamne, wo bist Du?
Du siehst nicht meine Thränen fluthen:
Sonst winktest Du mir Mitleid zu,
Wenn Gottes Strafen auch nicht ruhten.

2.

Und ist sie todt? Sie durften's thun?
Auf mein Geheiß ihr Blut verspritzen?
Mein Tod war's! Denn ich sehe nun
Dasselbe Schwert mir drohend blitzen.
Doch Du, Gemordete, bist kalt;
Und streb' ich auch nach jenen Sitzen
Wohin Du ohne mich gewallt:
Ich werde nimmer sie besitzen!

3.

Mit ihr, die trug mein Diadem,
Ist all' mein Glück zu Grab getragen.
Die Blume von Jerusalem
Hab' ich, dem sie geblüht, zerschlagen.
Mein ist die Schuld, die Hölle mein,
Die mich verdammt zu ew'gen Plagen,
Und immer tödtend, wird die Pein,
Selbst nimmer todt, mein Herz zernagen.

Jerusalems Zerstörung durch Titus.

1.

Von dem Berg, wo zuletzt noch Dein Tempel
sich zeigt,
Da schaut' ich Dich, Zion, als Rom Dich gebeugt.
Dir ging unter die letzte der Sonnen, und Brand
Schlug entgegen dem Blick, den ich auf Dich ge=
wandt.

2.

Den Tempel, mein Haus wollt' ich sehn noch
einmal,
Und vergaß drob der Knechtschaft mein harrende
Qual.
Doch das Feuer nur schaut' ich, vom Tempel ge=
nährt,
Und die Fessel des Arms, die mir Rache verwehrt.

3.

Wie oft stand auf eben dem Hügel ich nicht,
Wenn die Sonn' ihn bestrahlte mit scheidendem Licht;
Wie oft hat mich dort nicht ihr Schwinden entzückt,
Wenn die Zinne des Tempels dem Aug' sie entrückt!

4.

Der Hügel auch war es, wo wieder ich stand,
Nicht achtend des Sonnenlichts, wie es verschwand.
O hätt' ich, statt dessen, den Blitz aus den Höh'n
Und den Donner die Feinde zerschmettern gesehn!

5.

Doch stets sey entweihender Götzendienst fern
Von dem Ort, der zur Wohnung gefallen dem Herrn!
So zerstreut und verachtet Dein Volk auch mag seyn,
Anbetung, o Vater, sey Dir nur allein!

An den Wassern zu Babel.

1.

An Babylons Wassern gefangen
Da weinten wir, denkend den Tag,
Da feindliche Waffen erklangen,
Da die hohe Zion erlag,
Und ihre Töchter mit Bangen
Verließen das heimische Dach.

2.

Den Strom sah'n traurig wir wallen
In Freiheit die Felder entlang.
Laßt ein Lied von Zion erschallen!
So hieß es. Vergeblicher Zwang!
Die Hand soll in Staub mir zerfallen,
Vernehmt ihr den heiligen Klang.

3.

Die Harfe häng' an den Weiden
Hier frei und entfesselt, am Strand.

Sie blieb mir in Knechtschaft und Leiden,
O Zion, Dein einziges Pfand.
Nie soll an dem Klange sich weiden
Der Feind, der verwüstet mein Land!

Sanheribs Niederlage.

1.

Es kam des Assyrers gewaltige Macht;
Die Cohorten sie glänzten in goldener Pracht,
Und es blitzten die Speere, wie Sternenlicht spielt
Auf dem Meer, wenn es nächtlich Judäa bespült.

2.

Wie Blätter des Waldes bei Frühlings Erblühn,
Das Heer mit den Bannern am Abend erschien:
Wie Blätter des Waldes, bläßt Herbstwind daher,
So lag ohne Leben am Morgen das Heer.

3.

Denn der Engel des Tods kam mit Sturmes-
gewalt,
Und blies auf die Feinde verderblich und kalt.
Und es ward nicht der Schlafenden Auge mehr
wach,
Und es hob sich noch einmal ihr Herz, und es brach.

4.

Und es lag da mit offenen Nüstern das Roß,
Durch die sich kein Wiehern mehr freudig ergoß;
Und kalt war sein Schaum, der das Gras noch besprengt,
Wie Schaum von dem Meer, der am Felsenriff hängt.

5.

Und da liegt auch der Reiter, gestreckt auf der Au,
Den Rost auf dem Helm, auf den Brauen den Thau.
Und die Zelte stehn schweigend, die Lanzen in Reihn,
Die Trompeten verstummt und die Banner allein.

6.

Und die Klage der Wittwen in Assur ist laut,
Und es brechen die Tempel, dem Baal erbaut,
Und die heidnische Macht, ungetroffen vom Schwert,
Ward wie Schnee vor dem Blick des Allmächt'gen verzehrt.

Eliphas Gesicht, aus dem Hiob.

1.

An mir vorüber ging ein Geist: das Bild
Der Ewigkeit erschien mir unverhüllt.
Schlaf fiel auf jedes Aug', nur meines nicht;
Es stand formlos, doch göttlich das Gesicht.
Das Haar auf meinem Haupte stieg empor,
Mein Fleisch erbebte; und so klang's dem Ohr:

2.

Wie mag der Mensch gerechter seyn denn Gott,
Denn Er, deß Tadel selbst dem Seraph droht?
Was bist Du mehr, Geschlecht aus Thon und Staub,
Als jener Wurm, dem Du einst wirst zum Raub?
Du währst vom Morgen bis der Abend graut;
Du stirbst — und hast die Wahrheit nicht geschaut.

Ueber die
deutschen Universitäten.

Ein Gespräch.

Vorwort.

Die Jünglinge, welche die deutschen Universitäten besuchen, sind auf denselben stets großen Gefahren ausgesetzt gewesen, die sich in der letzten Zeit noch bedeutend vermehrt haben. Der Wunsch ist daher gewiß allgemein, daß ein Mittel, sie dagegen zu schützen, aufgefunden werden möchte. Es sind zu dem Ende manche Vorschläge gemacht worden; doch werden alle diejenigen, welche eine größere, innere und äußere Umgestaltung der Universitäten bezwecken, sich nie eines allgemeinen Beifalls erfreuen, weil diese Institute in ihrer jetzigen Gestalt zu sehr mit dem

Leben und den Neigungen der Deutschen verflochten sind. Ich bringe hier ein Mittel in Vorschlag, das, wie es mir scheint, in seiner Anwendung mit geringen Schwierigkeiten verbunden wäre, und von welchem sich für die wissenschaftliche Ausbildung und für die Sittlichkeit der Studierenden die heilsamsten Wirkungen erwarten ließen. Wie man auch darüber urtheilen mag, so wird man wenigstens zugeben, daß durch die Ausführung meines Vorschlags die Universitäten weder ihren wissenschaftlichen Charakter, noch irgend einen andern wahrhaften Vorzug verlieren würden.

Adalbert. Ob nicht etwas auf den deutschen Universitäten zu verändern seyn möchte?

Ludovico. Nichts, auch nicht das Geringste. Denn gerade wie sie sind, entsprechen sie am besten ihrem Zwecke, der wissenschaftlichen Ausbildung der Studierenden.

Theophilus. Nein, keine Veränderung, das sollte ich auch denken. Man hat auf Universitäten seine glücklichsten Jahre verlebt; man will eben das Glück auch seinen Kindern gönnen.

Adalbert. Ich trage mich schon lange mit dem Gedanken, daß eine einzige Veränderung, wenn man sie auf den Universitäten vornähme,

vielen Mängeln derselben abhelfen, vielen Gefahren, denen die studierende Jugend ausgesetzt ist, vorbeugen würde. Wollten Sie mir, meine Verehrtesten, erlauben, Ihnen meine Meinung vorzutragen, und sie an Ihrem erleuchteten Urtheil zu prüfen?

Ludovico. Dergleichen Vorschläge führen zu nichts. Die Sache ist von den ersten Männern untersucht und entschieden worden. Es darf keine Veränderung Statt finden. Kein Verhältniß kann zur Erweckung und Ausbildung des wissenschaftlichen Geistes so passend seyn als dasjenige, worein sich der Jüngling auf Universitäten versetzt findet. Er genießt einer vollständigen Freiheit, wählt nach eigenem Belieben Lehrgegenstand und Lehrer. Diese Unabhängigkeit ist eine nothwendige Bedingung zur Entwickelung des philosophischen Sinnes; durch den geringsten Zwang würde sie gehemmt. Wie anregend für

diese höhere geistige Thätigkeit ist nicht auch der mündliche Vortrag des Lehrers! Dieser liefert nicht etwa schon fertige Resultate, wie man sie in einem Buche findet; er bringt den Gedankenproceß, durch den er selber dazu gelangt ist, den Zuhörern zur Anschauung. Dem wissenschaftlichen Geiste verdanken die deutschen Universitäten ihre Entstehung, sie verbreiten ihn, sie finden an ihm eine Schutzwehr gegen alle Eingriffe in ihre jetzige Verfassung. Wer diese angetastet wünscht, der kann kein echter Freund der Wissenschaft seyn.

Adalbert. Und dennoch darf ich mich rühmen, daß ich es bin. Ich verehre die Wissenschaft und die Wissenschaft der Wissenschaften, die Philosophie. Zwar bin ich von dem Gegenstande meiner Liebe und Verehrung wenig begünstigt worden, und bin daher ein unglücklicher Liebhaber zu nennen; deshalb meine ich es jedoch nicht weniger treu und aufrichtig.

Ludovico. Wenn Sie es treu mit der Wissenschaft meinen, warum wollen Sie denn etwas an der jetzigen Einrichtung der Hochschulen verändert sehen? Lehr- und Lernfreiheit aufheben, die Fakultäten trennen, und eine jede an einen besondern Ort verpflanzen, die Studierenden einer Schulzucht unterwerfen, die Theologen wohl gar in klösterartige Häuser einsperren: das Alles, Werthester, ist der Tod der Wissenschaft. Wenn Sie für diese begeistert sind, wie Sie versichern, so werden Sie dergleichen widersinnige Vorschläge nicht wiederholen, nicht durch ähnliche vermehren wollen.

Adalbert. Davon bin ich auch weit entfernt, und ich darf Sie im Voraus versichern, daß ich etwas ganz Anderes im Sinne habe. Mein Vorschlag hat gerade zunächst den Zweck, für die Mehrzahl der Studierenden das zu erleichtern, ja das möglich zu machen, was nach

Ihrer und nach meiner Ansicht die Bestimmung der Universitäten ist — nämlich die wissenschaftliche Ausbildung der Studierenden.

Ludovico. Dafür also, meinen Sie, wäre auf Universitäten noch nicht hinlänglich gesorgt? Gibt es, namentlich auf den berühmteren, wohl irgend einen denkbaren Gegenstand, worüber nicht im Katalog Vorlesungen angekündigt wären? Sind nicht die verschiedenen Fächer, mit dem größten Aufwand aus Staatskassen, mit den berühmtesten, ausgezeichnetsten Männern besetzt? Können Sie noch mehr verlangen?

Adalbert. Ja wohl darf ich es; und Sie scheinen mir, indem Sie sich damit begnügen wollen, das Wesentliche des philosophischen Geistes eben nicht scharf in's Auge gefaßt zu haben. Denn ich frage Sie, was ist das Wesen dieses Geistes: von Andern Gedachtes in sich aufzunehmen, oder selbst zu denken?

Ludovico. Unstreitig selbst zu denken. Und eben dazu wird der vorzügliche Kopf ermuntert, indem die Meister der Wissenschaft auf eine anregende Weise ihren Gedanken-Zusammenhang vor ihm entfalten.

Adalbert. Der vorzügliche Kopf, ja. Aber für die hochbegabten Geister sind überhaupt die Universitäten nicht gestiftet; diese würden auch ohne sie fertig werden. Die Bestimmung dieser Anstalten ist, der großen Anzahl der guten Köpfe, die kein Genie, sondern nur Fähigkeiten besitzen, zu dem höchsten Grad der für sie erreichbaren Selbstthätigkeit fortzuhelfen. Wird hier dieser Zweck durch das Anhören und Aufzeichnen der Gedanken eines Andern erreicht, und wenn dies der Hochbegabteste seyn, wenn er sie auch auf die anregendste Weise vortragen sollte? Auf die anregendste Weise? Wie viel Professoren gibt es denn, selbst auf den berühmtesten Universitä-

ten, welche die Gabe eines solchen Vortrags besitzen? Und wenn ihnen diese fehlt, so wird zwischen dem Anhören ihres Vortrages und dem Lesen eines guten Buches kein anderer Unterschied seyn, als daß das Letztere weniger Zeit erfordert, und mit weniger Unbequemlichkeiten verbunden ist. Fähige aber nicht hochbegabte Studierende sitzen nun drei Jahre lang ihren, so hoch als Sie wollen, begabten Lehrern gegenüber, zeichnen ihre Belehrungen auf, wiederholen sie gewissenhaft — denn ich nehme an, daß dies Alles geschehe — dadurch soll der wissenschaftliche Sinn erweckt und ausgebildet werden? Begreife es, wer da kann! Ich begreife es nicht.

Ludovico. Nun, und warum sollte der wissenschaftliche Sinn dadurch nicht ausgebildet werden können?

Adalbert. Weil der wissenschaftliche Sinn Selbstthätigkeit ist; weil ein einziger Gedanke,

den ich in mir selbst hervorbringe, mehr Werth hat in Rücksicht auf meine eigene Bildung, als tausend Gedanken, die ich von einem andern in mich aufnehme; und weil diese Thätigkeit für die Mehrzahl der Studierenden durch das ruhige, passive Anhören nicht erregt, sondern ertödtet wird.

Theophilus. Ich glaube, Sie haben Recht. Man wird nicht genug angeregt auf Universitäten. Ich selber bin nicht genug angeregt worden. Ich hätte es noch viel weiter bringen können. Doch was thut's? Ich bin zufrieden, und meine Söhne können es auch seyn, wenn sie eben das erreichen.

Ludovico. Ich begreife nur nicht, durch welches Mittel, außer den schon vorhandenen, diese Anregung erfolgen soll.

Adalbert. Es gibt ein Mittel, ein sehr leichtes, einfaches, dessen Wirkungen höchst um-

fassend und heilsam seyn würden. Daß man es anwende, ist die einzige Veränderung, die ich auf den Universitäten eingeführt zu sehen wünschte.

Ludovico. Und das Mittel wäre?

Theophilus. Ja, lassen Sie hören! Ich bin neugierig, in der That.

Adalbert. Das Mittel wäre, daß die Professoren das Geschäft des Denkens nicht allein übernähmen, sondern es mit ihren Zuhörern theilten; daß die geistige Thätigkeit des Lehrers seine Schüler zu einer ähnlichen Thätigkeit heranzöge; und daß zu diesem Ende die monologische Form des Vortrags oft in die dialogische überginge.

Ludovico. Ist das Alles?

Adalbert. Alles.

Ludovico. Was Sie meinen, geschieht ja schon in den theologischen und philologischen Seminarien.

Adalbert. Und zwar mit großem Erfolg.

Ich meine eben, daß es überall, in allen Vorlesungen geschehen sollte.

Theophilus. Das würde am Ende auf das hinauslaufen, was man ein Examinatorium nennt. Aber davor fürchten sich die Studenten, und sie kommen nicht.

Adalbert. Man muß Vortragen und Examiniren nicht trennen, sondern der Lehrer muß immer von dem einen zum andern übergehen.

Ludovico. Dazu werden sich die Lehrer nicht verstehen.

Adalbert. Sie werden es — dies feste Vertrauen hege ich zu allen Professoren auf deutschen Universitäten — sie werden alle diese Methode annehmen — versteht sich, wenn sie sich selbst von dem Nutzen derselben überzeugt haben.

Ludovico. Schon die große Anzahl der Zuhörer würde es bei Einzelnen nicht erlauben.

Adalbert. Das sind nur seltene Fälle; und

da, wo sie Statt finden, müßte man auf Mittel denken, wie diese zu große Anzahl, unbeschadet des für den Lehrer daraus fließenden Vortheils, vermindert werden könnte.

Ludovico. Es ist unmöglich, sage ich Ihnen. Das Interesse der Wissenschaft erlaubt es nicht. Mit Ihrer dialogischen Form würde man nicht aus der Stelle kommen.

Adalbert. Man würde nicht ein so großes Pensum absolviren; aber man würde die Selbstthätigkeit der Studierenden erwecken, und sie würden dann leicht das Fehlende ergänzen.

Ludovico. Man kann sich ja von der Anwendung dieser Methode gar keine deutliche Vorstellung machen.

Adalbert. Ich kann mir die Art und Weise der Ausführung ziemlich klar zur Anschauung bringen. Der Theologe erklärt ein Buch der heiligen Schrift. Er hat in der Einleitung seine

Schüler auf den rechten Standpunkt zum Verständniß desselben gestellt; er hat selbst die ersten Kapitel erklärt. Jetzt fragt er seine Zuhörer, ob Einige unter ihnen es freiwillig übernehmen wollen, in der nächsten Stunde die Interpretation fortzusetzen. Gewiß werden sich immer Einige melden. Er gibt ihnen die nöthigen Hülfsmittel an, die Bibliothek gewährt sie ihnen. Diese interpretiren eine Zeitlang unter seiner Leitung, bis wieder Andere ihre Stelle einnehmen. — Auf eine ähnliche Weise verfährt er in der Dogmatik. Die Einleitung in das Ganze und in die einzelnen Abschnitte wird monologisch vorgetragen: die Ausführung des Einzelnen, die Prüfung der Beweisstellen geschieht dialogisch. — In der Kirchengeschichte wird er oft, und ohne es vorher angekündigt zu haben, Einzelne beim Namen aufrufen, um sich durch eine Unterredung mit ihnen zu überzeugen, wie viel sie aus der

Fülle des Vorgetragenen sich angeeignet haben. Was nun hier anwendbar ist, warum sollte es nicht auch in den Vorlesungen der andern Fakultäten auszuführen seyn? Nicht einmal den Vortrag der speculativen Philosophie würde ich ausnehmen. Ja die Philosophen würden sich gerade zur Anwendung dieser Methode ganz besonders aufgefordert fühlen müssen. Denn durch recht häufige Gespräche mit ihren Schülern würden sie sich am besten schützen können vor dem Nichtverstanden, oder dem Mißverstanden werden, worüber sie sich so häufig beklagen.

Theophilus. Hören Sie, Lieber, wahrlich es geht nicht. Wenn auch die Professoren wollten, die Studenten würden es ihnen nicht erlauben. Schon jetzt besuchen Viele kaum die Collegia. Fürchteten sie sich befragt zu werden, so würden sie gar nicht mehr erscheinen.

Adalbert. Sie haben Recht, wenn Sie

von Denjenigen reden, die schon einmal verwildert sind, und sich gewöhnt haben, den Stillstand aller geistigen Thätigkeit als ein Privilegium ihrer akademischen Jahre zu betrachten. Aber aus den oberen Klassen der Gymnasien wächst eine neue Generation heran. Diese werden, wenn die Veränderung, die ich meine, erfolgt ist, sich schon ein anderes Bild von ihrer Universitätszeit entwerfen; sie werden dieselbe als eine Periode erhöhter Anstrengungen betrachten; und sie werden unmöglich gegen eine Methode eingenommen seyn können, an welche sie schon auf der Schule gewöhnt waren, und bei welcher hier noch viel mehr als dort aller Zwang entfernt, und auf ihren eigenen guten Willen gerechnet wird. Mancher bisher fleißige Jüngling erschlafft und erkaltet, sobald er auf die Universität kommt; er selbst bemerkt mit Erstaunen, daß er nicht fortschreitet, sondern zurückgeht. Das wird nicht

mehr

mehr zu befürchten seyn, wenn jene andere Methode eingeführt ist. Er horcht jetzt gespannter auf die Worte des Lehrers, er wiederholt das Vorgetragene, da es ja den künftigen Unterredungen zur Grundlage dienen wird. Er fühlt, daß er dabei nicht kann stehen bleiben; er muß manche Hülfsmittel benutzen, die Schriften der Gegenparthei kennen lernen, auf die Quellen zurückgehn. Nun beginnt die Unterredung; dadurch wird alles bisher Vorgetragene mit größerer Lebendigkeit und Frische ihm vor den Geist gerückt. Den Inhalt eines fortlaufenden Vortrags konnte er vergessen; aber die Fragen, die an ihn gerichtet wurden, so wie seine Antworten, prägen sich unauslöschlich seiner Erinnerung ein. Viel Neues ist dabei zur Sprache gekommen; die enge Verbindung, worin alle verschiedenen Zweige seiner Wissenschaft unter einander stehn, ist ihm anschaulich geworden. Was bei diesen Unterredungen

vorfiel, die Fragen, die Antworten, dies bespricht er mit seinen Freunden; und diese Gespräche haben, Statt der Eitelkeiten des Studentenlebens die sie gewöhnlich anfüllen, einen ernsteren und besseren Inhalt bekommen. Mehrere Jünglinge verbinden sich zu wissenschaftlichen Zwecken, und bei der Richtung, die sie nehmen, werden sie die Bestimmung ihrer akademischen Jahre erfüllen, und vor der Gefahr der Trägheit geschützt bleiben, in welcher so Viele untergehn. Ich denke, dies sind die unmittelbaren Wirkungen des von mir vorgeschlagenen Mittels. Aber es werden noch andere Folgen daraus hervorgehn, die mir nicht minder wichtig scheinen, und worauf ich Sie aufmerksam machen möchte. In der That, können wir wohl einen Blick auf die Universitäten werfen, ohne den tiefsten Schmerz zu empfinden über die sittlichen Verirrungen, worein so manche natürlich edle Jünglinge, bei ihrer gei-

stigen Unthätigkeit und gänzlichen Ungebundenheit, gerathen?

Theophilus. Ich merke, was Sie beabsichtigen. Sie wollen diese Ungebundenheit in Fesseln legen, die akademische Freiheit beschränken, die studierende Jugend der Aufsicht, dem Zwange unterwerfen. Dadurch hätten Sie dem Universitätsleben gerade seinen schönsten Vorzug geraubt. Als Sie vorhin sagten, daß Viele von den Studierenden nicht lernen, sondern verlernen — mußte ich Ihnen Recht geben. Und offen gestanden, mir ist es eben so gegangen; ich habe auf der Universität wenig oder nichts gelernt. Was ich weiß, das habe ich im practischen Leben durch eigenen Fleiß mir erworben. Soll ich Ihnen überhaupt ehrlich meine Meinung sagen? Man schickt seine Söhne nicht auf Universitäten, damit sie in der Wissenschaft fortschreiten, sondern damit ihr Charakter sich bilde. Ein-

mal muß der junge Mann frei werden; immer kann er nicht von Vater und Mutter im Zügel gehalten werden. Man lasse ihn los, man vergönne es ihm, sich einige Jahre lang unter andern Jünglingen umherzutummeln. Ist er verwegen, so wird er auf andere Verwegene treffen, die werden ihn Besonnenheit lehren. Ist er schüchtern und schwach, so wird er Selbstständigkeit gewinnen. Mitten im tollsten Treiben werden die Kräftigsten und Besten zusammentreten, und Freundschaften für das Leben schließen. Reich an Erfahrung, wenn auch nicht schwer beladen mit Gelehrsamkeit, werden sie zurückkehren. Sie haben nun ausgetobt, und austoben muß ein Jeder doch einmal, je früher es geschieht, desto besser; wird es aufgeschoben, so könnte der Ausbruch, der doch unvermeidlich erfolgen muß, mit Umständen zusammentreffen, wodurch er noch gefährlicher würde. Jetzt haben sich die ungestü-

men Wellen gelegt, und werden nun das ganze folgende Leben hindurch ruhig und besonnen fließen. Aus den wildesten Jünglingen werden die brauchbarsten Männer. Wollen Sie ihnen denn das Bischen Freiheit, die wenigen guten Tage mißgönnen? Werden sie nicht ohnehin früh genug in das Joch des Amtes und des Staatsdienstes eingespannt werden? Glücklich, wer sich dann noch an einigen Erinnerungen aus seinen früheren Jahren erquicken kann! O was waren das für glückliche Zeiten, die ich auf der Universität zugebracht habe! Was waren das für treffliche Jünglinge, mit denen ein günstiger Stern mich zusammenführte! Ich und noch vier andere, wir thaten uns in allem hervor, was zu einem kräftigen, tüchtigen Studentenleben gehört. Wie manches Gelag haben wir gefeiert; wie manches Duell ausgefochten; wie manche Fensterscheiben eingeworfen; wie Manchem ein Pereat ge-

bracht! Man nannte uns nur die fünf lustigen Brüder. Keiner wollte mit uns zu schaffen haben, denn ein jeder von uns stand seinen Mann. Die blöden Muttersöhnchen, wenn sie aus dem Collegium kamen, mit ihren Mappen unter dem Arme, zitterten, wenn Einer von uns unter sie hindurchging. Einer von uns fünfen übertraf uns jedoch alle an Größe der Gestalt, an Kraft des Körpers, und an Geschicklichkeit den Degen zu führen. Noch lacht mir das Herz im Leibe, wenn ich mir die Positur denke, womit er im Duell den Kampf eröffnete. Nein, mein Lebtage werde ich solchen Menschen nicht mehr sehen. Eines Tages gingen wir beide — —

Adalbert. Haben Sie viel vom Shakspeare gelesen?

Theophilus. Etwas, jedoch nicht viel; er hat mir nie besonders gefallen. Wie so meinen Sie?

Adalbert. Ich meine nur, weil er in einem seiner Schauspiele Jemanden einführt, der sich mit ähnlicher Begeisterung wie Sie seiner Universitätsjahre erinnert, ja sich fast derselben Ausdrücke bedient. Er muß Sie wohl im prophetischen Geiste geschaut haben.

Theophilus. Was Sie sagen? Haben Sie das Buch bei der Hand? Können Sie mir die Stelle nicht zeigen?

Adalbert. Sehr gern. Die besagte Person läßt sich folgendermaßen vernehmen: „Ich war auch einmal in Clemens-Hof, wo sie, denke ich, noch von dem tollen Schaal sprechen werden. Da war ich, und der kleine Johann Deut aus Staffordshire, und der schwarze Georg Kahl, und Franz Nagebein, und Wilhelm Quaake, einer aus Cotswold, — es gab seitdem keine vier solche Haudegen in allen den Rechtshöfen zusammen. Unsere Parole war: He Bursche! Kommt, laßt

uns zu Tisch gehn, laßt uns zu Tisch gehn. O über die Tage, die wir gesehn haben! — — — — Ich erinnere mich, als ich in Clemens-Hof war, da war ein kleiner flinker Kerl, der regierte euch sein Gewehr so; und dann drehte er sich um und um, und dann kam er da, und dann kam er da; piff, paff, sagte er; bautz, sagte er; und dann ging er wieder weg, und dann kam er wieder her — in meinem Leben seh' ich so 'nen Kerl nicht wieder."

Theophilus. Und welches ist die Person, die sich also äußert? Ist es ein Held, ein Ritter, ein edler feuriger Mann?

Adalbert. Nein, es ist der Friedensrichter Schaal, den der Dichter uns als einen jämmerlich schwachen Menschen darstellt, und den er auch mit dieser Schwachheit hat ausstatten wollen.

Theophilus. Als einen jämmerlich schwa-

chen Menschen? So? Sie machen mich eben nicht begierig, ein Mehreres von selbigem Shakspeare zu lesen.

Adalbert. Und es scheint mir überhaupt eine große Schwachheit, sich der Sünden seiner Jugend mit Vergnügen zu erinnern, und sie für einen Beweis von Kraft zu halten.

Theophilus. Daß ich nicht wüßte.

Adalbert. Die Studenten selbst sind oft jämmerlich schwach. Sie sind nicht frei, wie sie wähnen. Sie haben eine heilsame Gebundenheit gegen eine schädliche vertauscht. Indem sie den Gesetzen Hohn sprechen, denen alle gesitteten Menschen huldigen, unterwerfen sie sich sclavisch den Sitten und Gebräuchen, welche die lange Gewohnheit eines wüsten und rohen Lebens auf den Universitäten eingeführt hat. Und das sollte den Charakter bilden? Es kann ihn nur verderben. Der, welcher seine bessere Ueberzeugung durch die

Vorurtheile seiner Genossen unterdrücken ließ, der wird auch im practischen Leben seine Selbstständigkeit gern den Verhältnissen aufopfern, und den Launen und Ungerechtigkeiten seiner Vorgesetzten als ein williges Werkzeug dienen. Dabei hat er ausgetobt, wie Sie sagen, und leider nur zu sehr. Wir Alle besitzen nur ein geringes Maß körperlicher und geistiger Kraft, und wir müssen gut damit haushalten, wenn uns etwas davon für die späteren Jahre übrig bleiben soll. Oft ist während der Universitätsjahre der Geist verdunstet, und es ist nur ein Phlegma zurückgeblieben, welches, keiner Begeisterung, keiner eigenen Ideen-Erzeugung fähig, sich nur in einem mechanischen Geschäfts-Gange gefallen kann, ja vielleicht selbst für diesen keine Tüchtigkeit besitzt. Ihre vier Freunde mögen uns ein Beispiel seyn. Was ist aus ihnen geworden?

Theophilus. Der Eine fiel durch im Exa-

men, und mußte mit einem subalternen Posten vorlieb nehmen. Ehrliche Seele!

Adalbert. Und der Andere?

Theophilus. Er ist im Duell geblieben.

Adalbert. Und der Dritte?

Theophilus. Er hat sich todt getrunken.

Adalbert. Und der Vierte?

Theophilus. Der konnte hier zu Lande nirgend ein Fortkommen finden, und ist in die Fremde gegangen.

Adalbert. Sie sind nun freilich zu Ehren und Würden gelangt. Also Einer gerettet und vier hingeopfert!

Ludovico. Das sind Opfer, die der Wissenschaft dargebracht werden. Damit Einige die höchsten Stufen derselben erreichen, müssen Viele aufgegeben werden und fallen.

Adalbert. Fallen? Das sagen Sie so kalt! Fallen? Wissen Sie denn wohin fallen? In

zeitliches, vielleicht in ewiges Verderben! Nehmen Sie es mir nicht übel: Ihr Gedanke ist abscheulich! Viele höhere Zwecke gibt es, für welche der Leib und das zeitliche Leben aufgeopfert werden kann und muß. Aber die unsterbliche Seele des Geringsten darf nie für alle Wissenschaft und Kunst in der Welt aufgeopfert werden. Ich habe Eltern gekannt, die sich das Nothwendigste abdarbten, und es ihren übrigen Kindern entzogen, um Einen Sohn auf der Universität zu unterhalten; und ich habe ihr Erstarren gesehen, als dieser Sohn an Leib und Seele verwüstet in ihr Haus zurückkehrte. Ich habe eine Mutter gesehen, in Begriff zu ihrem Sohn zu reisen, der im Duell auf den Tod verwundet war. Ich habe ihren Jammer gesehen, und ich habe gefragt: Wodurch solche Opfer gerechtfertigt werden?

Ludovico. Die Gefahren sind vorhanden;

wer könnte das leugnen? Aber geben Sie nur ein Mittel an, sie zu entfernen.

Adalbert. Ich glaube, dies Mittel gefunden zu haben. Sehen Sie, ich habe lange darüber nachgedacht, wie man sich denn dazu entschließen, wie man es denn verantworten könne, die studierende Jugend nicht nur von allem Zwange, sondern sogar von aller Aufsicht zu entbinden. Wir sind alte Männer, wir thun unsere Pflicht, wir thun sie gern; aber werden wir nicht bekennen müssen, daß in der Aufsicht der Behörden eine Aufforderung liegt, ohne welche wir uns wohl hin und wieder vernachlässigen möchten?

Theophilus. Das kann ich nicht leugnen. Ohne die Listen, die vierteljährlich eingesandt werden müssen, würde ich mit manchen Sachen wohl noch länger im Rückstande bleiben.

Adalbert. Also für uns ist eine Beauf-

sichtigung heilsam, für uns, denen ein reiferes Alter Besonnenheit, Arbeitsamkeit und Pflichttreue gelehrt hat; für uns, die wir schon allein durch die Schranken des Amtes und der bürgerlichen Verhältnisse vor Abwegen geschützt werden. Und zu einer Zeit, wo sich in dem Jünglinge noch keine festen Grundsätze gebildet haben können, wo er seine Kräfte fühlt und nicht fähig ist, sie zu beherrschen, wo ein allgemeines, unbestimmtes Verlangen nach Freude und Genuß ihn erfüllt und beunruhigt; in dieser gefährlichsten Zeit seines Lebens entreißt man ihn dem väterlichen Hause, und versetzt ihn in einen Zustand, der gleichsam außerhalb der Schranken der menschlichen Gesellschaft liegt; wo er von seinem Thun und Lassen Niemandem Rechenschaft abzulegen hat; wo alle früheren heilsamen Einflüsse aufhörten und durch keine anderen ersetzt sind! Ich habe, sage ich, darüber nachgesonnen, wie man

sich dazu entschließen, wie man es verantworten könne, und bin lange nicht im Stande gewesen, es zu begreifen.

Ludovico. Der Grund liegt darin, weil dieser allerdings mit Gefahren verbundene Zustand für den Zweck höherer Ausbildung unentbehrlich ist.

Adalbert. Auch ich, nachdem ich lange darüber nachgesonnen, lange mit der ganzen Kraft meines Innern mich gesträubt hatte, es anzuerkennen, habe es endlich zugestehen müssen: ja, dieser Zustand der Ungebundenheit ist nothwendig, unvermeidlich.

Theophilus. Nun das freut mich, daß Sie sich bekehrt haben.

Ludovico. Man sagte Ihnen ja, daß es nicht anders ginge.

Adalbert. Ich habe erwogen, daß das Verlangen nach Ungebundenheit sich in der Brust

des Jünglings zu gewaltig regt; daß es gefährlicher seyn würde, es zu unterdrücken, als es zu befriedigen; daß er die Bande zerreißen könnte, die man ihm nicht abnehmen wollte. Ich habe gefühlt, es sey nothwendig, ihn eine Zeitlang sich selbst zu überlassen. Aber indem ich fühlte, daß es geschehen müßte, habe ich mit Seufzen, ja mit Schauern mir gesagt: Es ist ein gefährliches Experiment!

Ludovico. Ja, wer wollte das leugnen?

Adalbert. Und eben, weil es so gefährlich ist, so sollte man dem Jünglinge, den man so vielen Versuchungen aussetzt, doch auch eben so große Erweckungsmittel zu einem frommen, sittlichen Leben darbieten. Was ich also unverantwortlich finde, ist nicht, daß man ihm Freiheit gewährt, sondern daß man es an solchen Erweckungen fehlen läßt.

Ludovico. Ein solches Erweckungsmittel

ist der akademische Gottesdienst, der ja auch auf vielen Universitäten eingeführt ist.

Adalbert. Und welcher dort sehr heilsam wirkt — auf diejenigen Studierenden die ihn besuchen. Sie besuchen ihn aber nicht alle; und dies vortreffliche Mittel würde schon deshalb nicht ausreichen, weil es nicht nahe genug liegt. Sie werden mich, hoffe ich, nicht beschuldigen, daß ich den Einfluß des christlichen Gottesdienstes verkenne oder herabsetze; aber hier fasse ich die Bestimmung der Universitäten scharf in das Auge. Sie sind wissenschaftliche Anstalten; und von der Wissenschaft selbst muß der Antrieb zu einem sittlichen Leben ausgehn.

Ludovico. Wie meinen Sie das?

Adalbert. Ich meine, daß die höchsten Gegenstände des menschlichen Strebens, Religiosität, Sittlichkeit, Wissenschaft, mit einander in naher Verbindung stehen. Echte, gründliche Wis-

senschaft kann ich mir ohne sittliche Würde des Charakters nicht denken. Sie setzt Anstrengungen voraus, die ein ernstes, mäßiges, zurückgezogenes Leben erfordern, die mit den Zerstreuungen der Leidenschaft und der Genußsucht unverträglich sind. Glücklich preise ich den Jüngling, der von der edlen Liebe für die Wissenschaft entzündet ist; in dieser Liebe sehe ich eine Schutzwehr für seine Sittlichkeit. Diese höhere Leidenschaft wird ihn vor niederen Leidenschaften bewahren! Aber diese Begeisterung für die Wissenschaft ist selten; sie muß angeregt, erweckt werden. Vielleicht hatte sie sich in manchem Jünglinge entzündet während der letzten Jahre, die er auf der Schule zubrachte; aber sie erlischt, sobald er die Universität bezieht. Hier muß sie auf's neue, muß stärker als zuvor erweckt werden.

Ludovico. Welches Mittel würden Sie dazu vorschlagen?

Adalbert. Eben die dialogische Form des Unterrichts, von welcher ich die Erweckung zur Selbstthätigkeit erwarte. Ich habe nicht verschiedene Mittel, ich habe nur Eines in Vorschlag zu bringen; aber dies Eine, das ich gefunden habe, muß wohl das rechte seyn, denn es verbreitet seine Wirkungen nach allen Seiten. Es reißt die Studierenden aus ihrer geistigen Unthätigkeit heraus; es ermuntert sie zum Fleiße; und eben dadurch schützt es sie auch vor sittlichen Verirrungen. Jene sonst gut gearteten Jünglinge, welche auf eine für sie und die Ihrigen so unheilbringende Weise ihre Zeit und ihre Kraft auf der Universität vergeuden, sie würden beides besser angewendet haben, wenn nur ein Funken wissenschaftlicher Begeisterung in ihr Inneres gefallen wäre. Dies geschah nicht, konnte nicht geschehen bei einem Vortrage, der so ruhig fortschritt, ihnen alle Mühe des eigenen Forschens

und Suchens ersparte, sie niemals zur augenblicklichen Selbstthätigkeit aufforderte. Für die würdigen, gelehrten Männer, welche die Lehrstühle auf Universitäten einnehmen, wird es keine Beleidigung seyn, wenn ich behaupte, daß nur die Wenigsten unter ihnen diesem Uebelstande, der in der Form ihres Vortrags liegt, durch anderweitige, persönliche Gaben abzuhelfen wissen. Möchten sie doch diese Schranken, welche lange Gewohnheit und Bequemlichkeit gezogen haben, durchbrechen! Möchten sie sich unter ihre Zuhörer stellen, und den einförmigen Monolog in ein lebendiges Gespräch übergehen lassen! Sie würden dadurch die Jünglinge, die sich um sie versammeln, zum Eifer für die Wissenschaft erwecken, zum häuslichen Fleiße anspornen. Dadurch wäre dann auch erreicht, was von gleich großer, ja noch größerer Wichtigkeit ist, die Studierenden würden von den mehresten der Verir-

rungen frei bleiben, denen sie jetzt durch ihre geistige Passivität und Unthätigkeit Preis gegeben werden. Denn wahrlich die Unthätigkeit, noch viel mehr als die Ungebundenheit, ist an allen diesen Verirrungen Schuld. Wenn alle unsere Jünglinge auf den Universitäten arbeiteten, so wären sie vor den Gefahren eines ausschweifenden Lebens geschützt; aber Viele arbeiten nicht — und das ist die Ursache ihres Verderbens. Was soll sie zur Arbeit anspornen? Die Begeisterung für die Wissenschaft? Nur in wenigen Glücklichen wohnt sie von Natur, und von Jugend auf. Den Meisten fehlt sie, und sie wird nicht in ihnen erweckt, weil der Vortrag des Lehrers keine hinlänglich anregende Kraft besitzt. Wird die Furcht vor der Prüfung, der sie entgegen gehen, sie zum Fleiße ermuntern? Aber es liegen ja noch drei Jahre dazwischen — für sie eine lange Zeit! Ihre geistige Thätigkeit hört

also auf. Aber werden alle die Kräfte, die sich in ihnen regen, einen solchen Stillstand ertragen? Wird das Feuer in ihrem Innern, da es für keine höhere und bessere Zwecke verwendet wird, nicht auf anderen höchst gefährlichen Wegen auszubrechen suchen? Nehmen Sie noch die Monate langen Herbstferien dazu — eine Dauer, während welcher, bei gänzlicher Muße, selbst bejahrte Männer auf Thorheiten gerathen könnten: und Sie werden sich nicht wundern dürfen über die Unordnungen, die auf den Universitäten vorfallen, sondern nur darüber, daß die Wirkungen eines solchen Zustandes nicht noch viel größer und verderblicher sind.

Theophilus. Eins gefällt mir an Ihnen.

Adalbert. Und was?

Theophilus. Daß Sie es gut meinen mit unsern lieben deutschen Jünglingen, ihnen

nicht alle Freiheit rauben wollen. Ich dachte, Sie würden mit Feuer und Schwert gegen sie wüthen.

Adalbert. Sie sehen, wie gern ich die Schuld von den Personen, wenn es irgend thunlich ist, auf die Verhältnisse schiebe. Wir hätten uns also mit einander befreundet. Und Sie, für den die Wissenschaft das Höchste ist — sollte ich mich Ihnen nicht auch genähert haben?

Ludovico. Auch ich, das muß ich gestehen, befürchtete, Sie würden eine finstere Religiosität an die Stelle der Wissenschaft setzen wollen. Ich habe mich geirrt, ich sehe, daß Sie den Werth und die Würde der Wissenschaft, daß Sie ihre vielumfassenden Wirkungen anerkennen. Ich lasse daher gern Ihren Absichten Gerechtigkeit widerfahren.

Adalbert. Christliche Frömmigkeit ist mir

zwar das Höchste; doch ich finde, daß sie keinen schöneren Schmuck haben kann, als gründliche Gelehrsamkeit und echte Wissenschaft. Spräche man sich doch immer gegen einander aus, wie wir es heute gethan haben! Man würde finden, daß die Verschiedenheit der Grundsätze bei weitem nicht so groß ist, als man glaubte. Aber, meine verehrtesten Freunde, wir haben uns zwar die Hände in Frieden gereicht; doch wir sind nicht zu Ende mit unserm Geschäft. Noch auf zwei Gegenstände müssen wir eingehen, die im Leben der Studierenden eine große und traurige Wichtigkeit haben — auf die Duelle und auf die geheimen Verbindungen. Lassen Sie uns mit dem Duell anfangen. Wohlan, wer von Ihnen macht über das Duell mit mir einen Gang?

Theophilus. Ich.

Adalbert. Ah! Mein tapferer Freund!

Das dachte ich wohl, daß Sie sich hier nicht zurückziehen würden.

Theophilus. Wie ich mich auch sonst nicht zurückgezogen habe, wenn es darauf ankam, meine und meiner Freunde Ehre zu vertheidigen. Ich sage Ihnen, ich habe mich brav gehalten; ich habe Manchem das Gesicht gezeichnet, der noch die Spuren davon trägt; ich habe Manchem übel mitgespielt, der sich nicht mehr darüber beklagen kann.

Adalbert. Was! Mann! Sie werden doch Keinen umgebracht haben?

Theophilus. Man spricht nicht gern davon. Was geschehen ist, das ist geschehen, und Ehre ist mehr werth als Leben.

Adalbert. Ganz richtig, wenn Sie die Ehre vor Gott meinen.

Theophilus. Man mag die Duelle ver-

bieten, so viel man will, deshalb werden sie nicht unterbleiben.

Adalbert. Man sollte sie nicht nur verbieten, man sollte auch die Veranlassung dazu hinwegzuräumen suchen.

Theophilus. Wo viele junge Leute zusammentreffen, da werden immer Beleidigungen vorfallen. Und die Beleidigungen muß ein Jeder zurückweisen, sonst ist er ein Mensch ohne Ehre.

Adalbert. Wann fallen aber die meisten Beleidigungen vor?

Theophilus. Nun, wenn die Lebensgeister etwas erhöht und erhitzt wurden.

Adalbert. Auch dann, wenn sie sich durch Fleiß in den Wissenschaften erhitzen?

Theophilus. Dann freilich nicht.

Adalbert. Wir würden also schon viele Veranlassungen zu den Duellen abgeschnitten ha-

ben, wenn es uns gelänge, die studierenden Jünglinge für die Wissenschaft zu begeistern; und dies könnte ja durch die dialogische Form des Unterrichts geschehen. Dann würden sie nicht mehr zu äußern Mitteln der Begeisterung ihre Zuflucht nehmen, und Beleidigungen würden viel seltner vorkommen.

Theophilus. Seltner, aber doch immer noch je zuweilen.

Adalbert. Und dann könnten sie ja durch Ehrenerklärungen ausgeglichen werden.

Theophilus. Durch Ehrenerklärungen? Wenn sie aber der Eine nicht geben, der Andre nicht annehmen will?

Adalbert. Warum wäre denn wohl hier eine solche Weigerung zu befürchten? Wenn ein Offizier von dem andern beleidigt wird am Vorabend einer Schlacht, wird es da nothwendig

seyn, daß Blut fließe in einem Duell, oder wird die Sache auch auf eine unblutige Weise beigelegt werden können?

Theophilus. Ich sollte denken, hier wird die Versöhnung leicht seyn.

Adalbert. Warum denn in diesem Fall?

Theophilus. Das versteht sich ja von selbst! Sie haben nicht nöthig sich zu schlagen, denn der folgende Tag bietet ihnen eine Gelegenheit dar, zu zeigen, daß sie Männer von Ehre sind.

Adalbert. Und wenn Einer Ihrer Collegen Sie beleidigt hat — so etwas kann doch vorfallen — senden Sie immer einen Kartellträger an ihn ab, mit der Aufforderung zum Zweikampf?

Theophilus. Das ist hier nicht mehr nöthig. Der grüne Tisch ist mein Kampfplatz, da zeige ich, daß ich ein gewissenhafter, tüch-

tiger Mann bin, da kann mein Gegner desgleichen thun.

Adalbert. Und wenn Sie ihn nicht herausfordern, meinen Sie, daß man Sie deshalb weniger achten wird?

Theophilus. Wie dürfte man es? Die tollen Zeiten sind ja längst vorüber, und seit ich in den Staatsdienst getreten bin, denke ich durch ein unbescholtenes Leben mir allgemeine Achtung erworben zu haben.

Adalbert. Diejenigen also werden bereit seyn, eine Ehrenerklärung zu thun und anzunehmen, welchen sich täglich andere Gelegenheiten darbieten, ihre Tüchtigkeit zu zeigen, und welche durch ein unbescholtenes Leben die allgemeine Achtung verdient haben. Wenn nun die studierenden Jünglinge sich weigern, durch Ehrenerklärung ihre Zwistigkeiten beizulegen, so kann das nur daher rühren, weil sie sich in dem entgegenge-

setzten Falle befinden: weil nämlich — wollten Sie nun wohl die Güte haben, es mir selbst zu sagen, damit ich sehe, ob wir hierüber vollkommen einig sind. Weil nämlich —

Theophilus. — es ihnen an Gelegenheit fehlt, ihre Tüchtigkeit zu zeigen.

Adalbert. Und — und — Theuerster, es fehlt noch etwas, das von großer Wichtigkeit ist, und das Sie nicht übergehen dürfen.

Theophilus. Nun, wenn Sie mir denn das Messer an die Gurgel setzen, so will ich es aussprechen: Weil sie auf die Achtung, die man durch ein unbescholtenes Leben verdient, nicht rechnen dürfen.

Adalbert. Hierin scheint mir vornehmlich die Ursache der Duelle zu liegen. Gedrückt durch das Bewußtseyn, daß sie kein achtungswerthes, kein tadelfreies Leben führen, ergreifen unsere Jünglinge die Gelegenheit, welche ihnen durch

zugefügte oder empfangene Beleidigungen dargeboten wird, um zu zeigen, daß sich dennoch in ihnen etwas Edles und Kräftiges regt. Nicht nur der einzelne Fleck soll abgewaschen, sondern alle Vorwürfe, welche man ihnen wegen eines dem Sinnlichen zugewendeten Lebens machen könnte, sollen zurückgewiesen werden. Warum sollte sonst der Eine die Abbitte wegen eines in Uebereilung gesprochenen Wortes verweigern? Warum sollte der Andere nicht mit einer solchen Erklärung zufrieden seyn? Beide wollen zeigen, daß trotz der Trägheit, trotz der Ausschweifungen, denen sie sich hingeben, doch noch nicht alle Kraft in ihnen untergegangen sey. Deshalb greifen sie zu scharfen Klingen, vielleicht zu Pistolen; deshalb wird der Eine tödtlich getroffen, der Andere muß landflüchtig werden.

Theophilus. Freilich, freilich. Aber wo sind die Mittel, es zu verhüten?

Adalbert. Mir scheint, daß wir nicht mehr weit von der Entdeckung dieser Mittel entfernt sind. Für unsere Jünglinge ist das Duell ein Nothbehelf, ihre Kraft und ihre Tüchtigkeit zu zeigen; sie würden nicht dazu greifen, wenn es ihnen nicht an andern, bessern Veranlassungen fehlte; wenn sie durch Erfüllung ihrer Pflichten die Achtung der Menschen und ihre eigene Achtung sich erworben hätten. Es käme also nur darauf an, alle edlen und kräftigen Jünglinge für die Wissenschaften zu gewinnen, ihnen hier eine Laufbahn zu öffnen, worin sie durch Fleiß und Tüchtigkeit sich Achtung und Ehre erwerben könnten — und man hätte die Veranlassungeu zu den mehrsten Duellen entfernt.

Theophilus. Und hier wollen Sie gewiß wiederum Ihr Hauptmittel, die dialogische Form des Unterrichts, in Anwendung bringen.

Adalbert. Ja freilich. Bedenken Sie doch,

wie

wie ungünstig die studierende Jugend in dieser Rücksicht gestellt ist. Für uns ist jede Verrichtung unsers Amtes eine Gelegenheit, unsere Pflichttreue zu beweisen, und die Achtung der Menschen, worauf wir, wie ich denke, einigen Werth legen dürfen, zu erwerben. Wir vernachlässigen uns nicht, weil wir die öffentliche Meinung fürchten; und ob dies gleich nicht der edelste und höchste Antrieb ist, so ist es doch besser, ihn auf sich wirken zu lassen, als in Unthätigkeit zu versinken. Den studierenden Jünglingen bieten sich keine solche Aufforderungen dar, wenigstens keine, welche auf alle berechnet wären. Wie ein Tropfen im Meere, so schwimmt ein Jeder in der Fluth der Uebrigen. Ist er fleißig, so hat er den Beifall Gottes und seines Gewissens; das sollte ihm genügen; aber wenn es nicht genügt in jenem Alter, auf jener Stufe, darf es uns befremden, da wir, bei viel weiter vorgerück-

ten Jahren, wohl der äußeren Erweckungsmittel bedürfen? Man öffne daher allen studierenden Jünglingen eben die Laufbahn der Ehre und Auszeichnung, die sich in jedem späteren, ja in jedem früheren Alter öffnet, und die seltsamer Weise nur ihnen im Allgemeinen sich verschließt. Man verschaffe einem jeden unter ihnen die Gelegenheit, öffentlich vor den Augen seiner Lehrer und seiner Gefährten von seinen Kenntnissen, seinem Fleiße, seiner wissenschaftlichen Bildung ein Zeugniß abzulegen. Wird diese Aufforderung wirklich an Alle gerichtet, und sie wird es durch die dialogische Form des Unterrichts, so wird von den edlen, kräftigen Jünglingen keiner zurückbleiben, keiner wird den Uebrigen einen Preis überlassen wollen, den er wie sie erwerben kann. Angespornt zum Fleiße, wird er den Verirrungen entrissen, denen er sich sonst hingegeben hätte. Wie der Beifall seines Gewissens, so ist ihm auch

die Achtung seiner Gefährten zu Theil geworden. Ein jeder Tag bietet ihm Gelegenheit, sie sich zu erwerben; des Duells bedarf er dazu nicht mehr. Ist er beleidigt worden, oder hat er beleidigt, so wird er, ohne sich zu beschimpfen, eine Ehrenerklärung abgeben oder annehmen können. Der Zweikampf würde die Stütze verlieren, die er jetzt noch in der öffentlichen Meinung und in dem Beispiele einiger edel gesinnten Jünglinge findet; er würde nur den ganz rohen und verwilderten Gesellen überlassen bleiben; und nun könnte er mit Erfolg verboten und bestraft werden, weil die öffentliche Meinung unter den Studierenden selber sich schon dagegen erklärt hätte. — Nun, was meinen Sie dazu?

Theophilus. Mir kommt es mehr auf die Ehre an, als auf den Zweikampf. Gibt es andere Mittel, die Ehre sicher zu stellen, so mag der Zweikampf wegfallen.

Adalbert. Darf ich Ihnen jetzt noch einige Gedanken über die Verbindungen auf den Universitäten vortragen?

Ludovico. Darüber gibt es nicht viel zu erörtern. Die Regierungen haben sie untersagt, sowohl diejenigen, welche politische Zwecke hatten, als auch diejenigen, bei denen es mehr auf Vergnügen und auf Erhaltung gewisser Formen des Studentenlebens ankam.

Adalbert. Und wir erkennen gewiß in diesem Verbot eine dringend nothwendige Maßregel; aber freilich begreifen wir wohl, wie mancher sonst gutgesinnte Jüngling in eine oder die andere dieser Verbindungen gerathen konnte. Herausgerissen aus allen Verhältnissen des Hauses, der Verwandtschaft, der Freundschaft, fühlte er sich zuerst so einsam auf der Universität, als wäre er in eine Wüste versetzt. Hätten doch die Bücher, die Studien, die Wissenschaften, alle seine

Wünsche befriedigen können! Aber sie vermochten es nicht; der Trieb der Geselligkeit sprach zu laut in seinem Herzen, er wünschte sich anzuschließen, und in ein Verhältniß zu treten, das ihn für so viele, die er hatte verlassen müssen, entschädigen könnte. Gern hätte er sich die edelsten, fleißigsten unter den Studierenden zu Freunden gewählt; aber wo gab es ein Mittel, diese zu erkennen, von den Uebrigen zu unterscheiden? In den Hörsälen stellte das allgemeine Schweigen den Gebildeten dem Unwissenden äußerlich gleich, und die Aemsigkeit im Nachschreiben war das Einzige, wodurch hier sich einer vor dem andern auszeichnen konnte. Indessen ward ihm mit jedem Tage seine Einsamkeit, sein Alleinstehen drückender, und da er nicht im Stande war, seinen Umgang nach eigner vernünftiger Wahl zu bestimmen, so mußte er sich hier ganz dem Zufall überlassen. Wenn dieser ihn nun unglück-

lich führte; wenn seine ersten Bekannten Mitglieder einer geheimen Verbindung waren; wenn sie ihn aufforderten, derselben beizutreten; wenn er sich dazu bereden ließ, weil er des Alleinstehens überdrüßig war, und die gefährliche Tendenz der Gesellschaft nicht kannte; wenn er sein durch Handschlag gegebenes Versprechen brach; wenn sein Widerwille gegen die unsinnigen und verbrecherischen Zwecke der Verbindung sich allmälig abstumpfte, und er selbst zu ihrer Ausführung die Hand bot: — so werde ich ihn gewiß sehr strafbar finden, aber auch — sehr zu beklagen!

Ludovico. Allerdings, sehr zu beklagen!

Theophilus. Ja wohl, sehr zu beklagen!

Adalbert. Sehr zu beklagen, denn er hatte doch ursprünglich nichts anderes gesucht, als einen Kreis, dem er sich anschließen könnte, und er würde einen bessern gewählt haben, wenn sich ein solcher ihm dargeboten hätte.

Ludovico. Er würde aber, meinen Sie, sich ihm dargeboten haben, wenn die Studierenden, die jetzt nur schweigend in den Hörsälen nachschreiben, aufgefordert würden, öffentliche Proben ihres Fleißes und ihrer Fortschritte abzulegen.

Adalbert. Das meine ich allerdings. Nicht die Vergnügungsörter, sondern die Hörsäle müssen den studierenden Jünglingen die Gelegenheit darbieten, sich einander kennen zu lernen. Hier müssen sie mit ihrer Persönlichkeit, mit ihren Kenntnissen, ihren Ansichten hervortreten. Dann wird der Gutgesinnte nicht mehr durch Zufall in einen seiner vielleicht unwürdigen Kreis geführt werden; er hat die Besseren kennen gelernt, und da er selbst zu den Besseren gehört, so wird die gegenseitige Annäherung bald erfolgen. Durch eben die Mittel, welche einer Verbindung das Daseyn gaben, wird sie auch bestehn. In Ver-

gnügungen entsprungen, kann sie nur in Vergnügungen fortgesetzt werden. Hier ward sie durch die Wissenschaft gebildet, und diese bleibt nun auch das Band, welches die Jünglinge an einander knüpft. Es würden nun Gesellschaften zu wissenschaftlichen Zwecken unter den Studierenden entstehn, die, da die Jugend das Formwesen liebt, vielleicht für nöthig erachten würden, sich ihre eigenen Statuten zu entwerfen. Im Bewußtseyn ihrer guten Sache würden sie die Bestätigung derselben nachsuchen, und diese — glaube ich — würde ihnen nicht verweigert werden.

Ludovico. Es könnten aber unter dem Schein der Wissenschaft sich manche gefährliche Bestrebungen verbergen.

Adalbert. Um dies zu verhindern, müßte stets Einer der Professoren die Aufsicht über eine

solche Verbindung führen, und dieser müßte für den darin herrschenden Geist verantwortlich gemacht werden. Es verhielte sich dann mit diesen Vereinen im Reiche der Wissenschaft wie mit den religiösen Zusammenkünften in der Kirche. Man mißtraut ihnen, wenn sie sich selber leiten; man erkennt ihre heilsamen Wirkungen, wenn ein Geistlicher ihre Leitung übernommen hat.

Ludovico. Gestatten Sie eine Verbindung unter Studierenden, so werden immer Ausgelassenheiten die Menge dabei vorfallen.

Theophilus. Es wäre auch Schade, in der That, wenn sie ganz unterbleiben sollten.

Adalbert. Wie weit die Regierung hierin gehen will, das bleibe ihrer Weisheit überlassen. Ich bin zufrieden, wenn Sie mir zugeben, daß durch die Form des Unterrichts, die ich vorschlage, die Besseren unter den Studierenden einander nä-

her gebracht, und vor politisch gefährlichen, oder roh ausschweifenden Verbindungen geschützt werden könnten.

Ludovico. Das könnte man Ihnen allenfalls zugeben. Sie haben uns viel gefragt; nun erlauben Sie auch mir eine Frage: Schmeicheln Sie sich in der That, die von Ihnen in Vorschlag gebrachte Veränderung jemals eingeführt zu sehn? Sie müßten zuerst die Behörden überzeugen. Meinen Sie, daß Ihnen dies gelingen würde?

Adalbert. Ich habe darüber gar keine Meinung. Die Behörden, selbst wenn sie meinen Vorschlag billigten, würden sich darauf beschränken müssen, den Wunsch zu äußern, daß ein solcher Versuch angestellt werden möchte. Befehlen lassen sich Dinge nicht, die besser unterbleiben, wenn sie nicht mit der vollsten Ueberzeugung, dem lebendigsten Eifer ausgeführt wer-

den. Vornehmlich ist also die Sache in die Hände der Lehrer auf den deutschen Hochschulen gelegt, und vielleicht will es eine günstige Schickung, daß, während wir diese Gedanken besprechen, ähnliche Ideen in einzelnen dieser würdigen Männer entstanden sind. Gewiß sind ihnen allen Wissenschaft und Sittlichkeit gleich heilig und theuer. Muß es ihnen nicht peinlich seyn, Jahr aus Jahr ein zu einer Versammlung zu reden, aus welcher sich niemals eine Stimme erhebt, um zu bezeugen, daß man sie verstanden hat, daß die Gaben, die sie so reichlich darbieten, angenommen und benutzt worden sind? Muß nicht eine noch viel größere Pein für sie in dem Gedanken liegen, daß sie sich auf einem mannigfaltig entweihten Boden bewegen, und daß die Universitäten nicht für Alle die sie besuchen, Schulen der Wissenschaft, sondern auch für Viele — Schulen der Unsittlichkeit werden? Sollten sie nicht

darüber nachsinnen, wie diese Institute, ohne äußere Veränderung, mit Beibehaltung, ja mit noch größerem Hervortreten ihres wissenschaftlichen Charakters, umgestaltet, erneut, geheiligt werden könnten? Sollte sich ihnen da nicht von selbst das durch mich vorgeschlagene Mittel als eines der leichtesten darbieten? Es hat sich schon in den kleineren Kreisen der theologischen und philologischen Seminarien bewährt; es hat dort zum Theil bewundernswürdige Früchte getragen: sollte es nicht mit gewissen Modificationen bei allen Fakultäten, und bei einer größeren Hörerzahl angewendet werden können? Diese Anwendung ist freilich mit einigen Unbequemlichkeiten verbunden, ja es scheint, als ob der Lehrer der Hochschule dadurch von seiner Würde verlöre, und sich dem Lehrer des Gymnasiums gleich stellte. Doch in der That steigt er nur scheinbar herunter, um sich mit seinen Schülern desto mehr zu erheben.

Auch werden seine Zuhörer nicht mehr ihren oft für ihn so demüthigenden Einfluß auf ihn geltend machen, denn sie haben denselben nur während sie schweigen; sie verlieren ihn aber in einem Gespräche, wo ihr Lehrer seine Ueberlegenheit geltend machen, und sie in ihre Schranken zurückweisen kann. — Dies Alles und noch mehr als dies möchte ich den Lehrern auf den deutschen Universitäten vortragen, wenn ich hoffen dürfte, daß meine Stimme von Einigen unter ihnen beachtet würde.

Ludovico. Sie würden Ihnen vielleicht antworten: Der Zweck Ihrer Vorschläge könnte hinlänglich durch gewisse Mittelspersonen zwischen Ihnen und den Studierenden, durch Anstellung von Repetenten, erreicht werden.

Adalbert. Darauf würde ich antworten: Ich beschwöre Sie, Verehrteste, seyn Sie Ihre eigenen Repetenten. Nur von Ihnen selber ge-

handhabt, kann diese Form des Unterrichts in ihrer ganzen Kraft erscheinen; sie muß verlieren, wenn sie andern Händen überlassen bleibt.

Ludovico. Sie würden vielleicht sagen: Wenn man bemerke, daß ein Studierender sich vernachlässigt, so könne er zu einem Examen vorgeladen, und wenn er schlecht besteht, verwiesen werden.

Adalbert. Und ich würde antworten: Bringen Sie durch eine solche Einrichtung nicht das öffentliche Befragtwerden und Antworten in Mißkredit. Es müsse niemals als eine Strafe, es müsse immer nur als eine Auszeichnung erscheinen!

Ludovico. Sie würden sagen — Nun was weiß ich? Vielleicht würden auch Einige, zumal von den Jüngeren, Ihnen beistimmen, und sich der von Ihnen vorgeschlagenen Methode bedienen. Sollte sich dann die öffentliche Stimme dafür er-

klären, so könnte diese Form des Unterrichts vielleicht einmal allgemein werden.

Theophilus. Halt! Es scheint wir wären fertig; aber Sie haben die Hauptsache unbeachtet gelassen.

Adalbert. Was denn?

Theophilus. Sehen Sie denn nicht? Begreifen Sie denn nicht? Wenn das geschähe, was Sie wünschen, so würde ja das alte, echte, frohe Leben auf Universitäten ganz durch den Ernst und den Eifer im Studieren verdrängt werden.

Adalbert. Seyn Sie darüber ganz ruhig. Das wahre frohe Leben würde nun erst beginnen, und man würde sich dieser Zeit bis in das späteste Alter hinein gern erinnern, denn man könnte daran denken — ohne Reue.

Eltern, so könnte diese Form des Unterrichts vielleicht einmal allgemein werden.

Theophilus. Halt! Es scheint wir wären fertig; aber Sie haben die Hauptsache unbeachtet gelassen.

Adalbert. Was denn?

Theophilus. Sehen Sie denn nicht? Begreifen Sie denn nicht? Wenn das geschähe, was Sie wünschen, so würde ja das alte, echte, frohe Leben auf Universitäten ganz durch den Ernst und den Eifer im Studieren verdrängt werden.

Adalbert. Seyn Sie darüber ganz ruhig. Das wahre frohe Leben würde nun erst beginnen, und jeder würde sich dieser Zeit bis in das späteste Alter hinein gern erinnern; denn man könnte ihrer [illegible] — ohne Reue.

Der
ewige Jude.

Eine Legende.

1. Zu der Zeit, als der Herr auf Erden wandelte, lebte zu Jerusalem ein reicher Kaufmann und Wechsler, mit Namen Ahasverus. Das bedeutende Vermögen, das er sich schon erworben hatte, strebte er durch emsige und einsichtsvolle Thätigkeit zu vermehren; zugleich war er aber bedacht, sich dadurch den vielseitigsten Genuß zu verschaffen. Auf den Reisen, die er in Handels-Angelegenheiten unternommen hatte, war er mit Philosophen von der Epikuräischen Secte bekannt geworden; diese hatten ihm den sinnlichen Genuß als die Bestimmung des Menschen dargestellt; und hatten ihn mit einer Anleitung ver-

sehn, das Leben demgemäß auf das weiseste einzurichten. In Jerusalem hatte er sich besonders den Sadducäern angeschlossen; zu diesen gehörten manche vornehme Leute, in den besten Jahren, die sich nicht selten in Geldverlegenheiten befanden, in welchen er ihnen, ohne seines eigenen Vortheils zu vergessen, bereitwillig zu Hülfe kam, und mit welchen er sich oft von den eigenthümlichen Lehren ihrer Parthei unterhielt. Diese Lehren, und unter ihnen vornehmlich die Behauptung, daß der Mensch kein Leben nach dem Tode zu erwarten habe, und also die Freuden des gegenwärtigen Daseyns um so eifriger genießen müsse, wurden von ihm mit unbedingtem Beifall aufgenommen.

2. So hatte sich denn bei ihm eine, seinen Neigungen gemäße, Ansicht der Welt und des Lebens ausgebildet. An den Gott Abrahams, Isaaks und Jakobs, dessen Dienst in dem Tem-

pel zu Jerusalem gefeiert ward, glaubte er nicht; die Philosophen hatten ihn von diesem Aberglauben befreit. Er dachte sich eine Einheit der wirkenden Kräfte, jedoch ohne Bewußtseyn, eine Weltseele, aus der die Wesen als einzelne Erscheinungen hervorgingen, und in welche sie bewußtlos zurückkehrten. Wie der Zufall oder die Nothwendigkeit es fügte, meinte er, könnte einzelnen dieser Wesen ein besonders großes Maß geistiger und körperlicher Lebenskraft zu Theil geworden seyn; — er selber war geneigt sich für ein solches Wesen zu halten; — und diese wären alsdann zu höchst auffallenden Dingen bestimmt, die, obgleich von der Natur-Nothwendigkeit herbeigeführt, doch von dem Volke als Wunder angestaunt würden. Die einem jeden zugefallene Kraft, meinte er weiter, müsse man anwenden um zu erwerben und um zu genießen. In Rücksicht der Mittel des Erwerbs dürfe man nicht

zu ängstlich seyn; doch wäre dabei allerdings die Verletzung der bürgerlichen Ordnung und selbst des geselligen Anstandes zu vermeiden. Den Genuß müsse man nicht auf körperliche Empfindungen beschränken, sondern man müsse ihn durch geistige Freuden, und namentlich durch diejenigen, welche Kunst und Wissenschaft gewähren, zu bereichern suchen. Da nun der Genuß durch nichts so sehr gestört und verkümmert werde als durch unruhige Bewegungen des Gemüths, so sey es gut diese möglichst zu beseitigen. Hierin habe man schon viel geleistet, wenn man sich keine anderen Gefühle erlaube, als solche, die sich auf das eigene Selbst beziehen; alle diejenigen aber die durch Theilnahme an dem Schicksal anderer Menschen erweckt werden, unnachsichtlich aus dem Innern verbanne. Man könne zwar nicht umhin Theilnahme für fremdes Glück und fremdes Unglück zu äußern, weil dies die gebildete

Geselligkeit also erfordere; aber man könne es, wie er es aus eigener Erfahrung wisse, sehr leicht dahin bringen, bei diesen Aeußerungen durchaus nichts zu empfinden. Vornehmlich aber ständen einem ruhigen Lebensgenusse diejenigen Befürchtungen und Hoffnungen entgegen, die durch die Erwartung eines Lebens nach dem Tode hervorgerufen würden. Nicht ehe also als bis man diesem Glauben entsagt habe, könne man hier auf Erden zu der erwünschten Behaglichkeit gelangen. Es sey zum Erstaunen, versicherte er, welche Last zugleich mit jenem Hirngespinnst von seinem Herzen abgefallen sey! Er fände zwar die Vernichtung nicht angenehm; könne sich aber viel leichter an diesen Gedanken gewöhnen, als an den eines in geistiger Beschauung fortgesetzten endlosen Daseyns. Wenn er sich durch die Arbeit des Tages, und durch ein darauf folgendes substanzielles Mahl ermüdet habe, dann wolle er schla-

fen gehn; und wer ihn aufwecke, um ihn zum Anhören einer philosophischen Vorlesung, oder zur Theilnahme an einer Andachtsübung zu zwingen, der würde wenig Dank bei ihm verdienen.

3. Eines Tages hatte er sich in den Tempel begeben, nicht um zu beten, denn das hielt er für überflüßig, sondern um zu arbeiten, und um dort seine kaufmännischen Geschäfte zu treiben. Das Passah war nahe; aus den verschiedenen Ländern worin die Juden zerstreut waren, strömten Diejenigen in Menge herbei, die das große Fest zu Jerusalem begehn, und im Tempel ihre Opfer darbringen wollten. In der Nähe des Heiligthums, in dem Vorhofe der Heiden, ward ihnen alles dazu nöthige feil geboten. Man sah dort ganze Heerden von Schaafen und Ochsen, ganze Schwärme von Tauben; durch die thierischen Stimmen und durch die noch lauter schreienden Käufer und Verkäufer ward die Ruhe des

Heiligthums und die Andacht der Betenden gestört. Auch Wechsler hatten dort ihre Tische aufgestellt, um die griechischen und römischen Münzen, welche die das Fest Besuchenden mitbrachten, in jüdische Münzen umzusetzen, zu Geschenken und Abgaben an den Tempel. Dies letztere Geschäft trieb auch Ahasverus, und obgleich er, als ein reicher Mann, es durch einen seiner Gehülfen hätte können verrichten lassen, so mochte er es doch gerade an diesem Orte gern selbst übernehmen, weil es ihm eine sonderliche Freude gewährte zu sehen, wie hier das Unheilige über das Heilige den Sieg davon zu tragen schien. Er hatte sich über seinen Tisch gebeugt, um durch Zahlen die er darauf schrieb, einen eben gemachten bedeutenden Gewinn zu berechnen, als er durch ein plötzlich entstehendes Geräusch aufgeschreckt ward. In der Mitte eines Volkshaufens stand ein Mann, einfach gekleidet, von jugendlich schö-

ner und hoher Gestalt, mit ernster königlicher Würde im Angesicht. Traget das von dannen, rief er mit donnernder Stimme, und macht nicht meines Vaters Haus zum Kaufhaus. Es war der Prophet von Nazareth, von welchem Ahasverus zwar viel gehört, den er aber noch niemals gesehen hatte. Verdrießlich blickte er auf, und wollte sich eben eine solche Störung verbitten, als er durch eine Geißel, die der Prophet schwang, einen schmerzlichen Streich mitten im Gesichte erhielt. Zugleich ward ihm, er wußte selbst nicht wie, der Tisch umgestürzt, und die schönen Gold- und Silber-Münzen rollten weit auf dem Boden umher. Schnell warf er sich nieder, und kroch umher um sie aufzusuchen. Als er sich wieder erhob, hatte sich das Getümmel verlaufen, und der Prophet war verschwunden.

4. Nach dem Grundsatze, sich keine heftigen

Bewegungen des Gemüths zu erlauben, unterdrückte Ahasverus auch hier den Unmuth, der ihn erfüllte; und da er mit dem Propheten von Nazareth in Berührung gekommen war, so beschloß er, von seinem Wirken eine nähere Notiz zu nehmen, und es einer unpartheiischen Prüfung zu unterwerfen. Er sammelte also Nachrichten über den Herrn; ja er unternahm selbst manche kleinere Reise, um ihn zu beobachten, und um Zeuge seiner Reden und Thaten zu seyn. Das Urtheil, das er sich über ihn bildete, und das er in dem Kreise seiner Sadducäischen Freunde aussprach, war ungefähr folgendes: In den Reden des Propheten fänden sich zwar allerdings viele treffliche Nutzanwendungen, schöne Kernsprüche, und Ermahnungen zur echten Lebensweisheit; wenn man seine Lehren jedoch nach den Grundsätzen der gesunden Vernunft beurtheile, so entdecke man vieles darin, was nicht Stich halte.

Denn sie bezögen sich vornehmlich auf ein Daseyn, außerhalb dieser sichtbaren Welt, und dieser endlichen Zeit; dabei liege aber ein philosophischer Irrthum zum Grunde, denn es gebe keine unsichtbare Welt außerhalb der sichtbaren, und keine Ewigkeit außerhalb der Zeit. Was die Wunder des Herrn betrifft, so wagte er damals noch nicht ihre thatsächliche Wahrheit und Wirklichkeit zu leugnen, noch dem Zeugnisse der Unzähligen, die dabei gegenwärtig gewesen waren, zu widersprechen. Nur erst in späteren Jahrhunderten hat er sich erdreistet mit der Behauptung hervorzutreten, die Wunder des Herrn wären aus natürlichen Ursachen zu erklären, oder die Erzählungen davon wären Mythen, die zwar einen geistigen Inhalt darböten, deren Wahrheit oder Unwahrheit aber gänzlich unentschieden bleiben müsse. Ließ er sie aber gleich damals für wahre Ereignisse gelten, so wollte er doch darin kein

Zeugniß für die Göttlichkeit der Lehre und der Sendung des Herrn erkennen. Nach den uns unbekannten, nothwendigen Gesetzen, meinte er, nach welchen sich die Wesen aus der Weltseele, dem Urgrund der Dinge, entwickeln, ist diesem Manne ein besonders großes Maß geistiger Kraft zu Theil geworden; und dadurch ist er im Stande selbst in der Körperwelt unerklärliche Veränderungen hervorzubringen. Zu bedauern, sehr zu bedauern ist nur, daß er diese Kraft so unnütz vergeudet! Ei, was schöpft das gemeine Wesen daraus für Vortheil, daß er auf einer Dorfhochzeit Wasser in Wein verwandelt, daß er in der Wüste eine hung'rige Menge gespeiset hat, und daß er den Kranken, die Vertrauen auf ihn setzen, die Gesundheit wiedergibt? Das Alles geschieht planlos, ohne Ordnung, ohne Leitung durch die vorgesetzten Behörden. Der Mann sollte nicht im Lande umherziehn, sondern einen festen Auf-

enthalt wählen, und sich häuslich niederlassen. Hätten dann die Aerzte mehrere Jahre hindurch ihre Kunst an einem Kranken geübt, und nichts ausgerichtet, nun dann könnte ein solcher Kranker zu seiner Heilung ihm überwiesen werden. Oder wäre eine Hungersnoth zu befürchten, stiegen die Brot- und Weinpreise zu hoch, was jedoch nur sehr selten geschehe, so würde dieser Mann nach Vorschrift der Regierung, seine Kraft zur Vermehrung des Brotes und des Weines, und zur Herabdrückung der Preise anzuwenden haben.

5. Seit Ahasverus das erste Mal mit dem Herrn zusammentraf, waren nun schon einige Jahre verflossen. Das Passah war wiederum nahe; Jesus war in Jerusalem erschienen, um sich selbst als Versöhnungsopfer für die Menschen dem Vater darzubringen; durch seine Gefangennehmung, durch das von dem hohen Rathe

und von Pilatus über ihn gehaltene Gericht, war die ganze Stadt erregt worden. Nur Ahasverus, ganz in kaufmännische Geschäfte vertieft, zu welchen die Anwesenheit so vieler Fremden in Jerusalem jetzt Gelegenheit darbot, hatte von dem allen keine Kunde erhalten. Am Morgen vor dem ersten Festsabbath war er jedoch ausgegangen, um sich an dem Geräusch und der Bewegung in der Stadt zu ergötzen. Da kam ein Getümmel die Straße herauf; römische Soldaten eröffneten und schlossen den Zug. In ihrer Mitte ging ein Mann, mit einem Kreuze beladen, das er selber zur Richtstätte schleppen mußte, um daran zu sterben. Ihn umwogte eine Menge, aus welcher viele Stimmen des Spottes, und auch einzelne Töne der Wehklage über sein Schicksal sich erhoben. Es war der Prophet von Nazareth, dessen Gestalt sich dem Ahasverus so tief eingeprägt hatte, daß er ihn auch in diesem Zu-

stande sogleich wieder erkannte. Als Ahasverus näher gekommen war, und sich in geringer Entfernung von dem Herrn befand, sank dieser unter der Last des Kreuzes, und fiel ohnmächtig auf den Boden nieder. Ahasverus war nicht sowohl gerührt, als erbittert über diesen Anblick. „Das hätte ich ihm vorher sagen wollen,“ rief er, indem er diese Worte an einen der Umstehenden richtete, „das hätte ich ihm sagen wollen, wenn er mich befragt hätte, daß es solch ein Ende mit ihm nehmen würde! Da sieht man die verderblichen Folgen der Schwärmerei! Dieser Mann muß nun in seinen besten Jahren eines elenden Todes sterben; und er hätte doch, wäre er bessern Eingebungen gefolgt, als ruhiger und nützlicher Bürger, allgemein geachtet und geschätzt, es bis zu einem hohen Lebensalter bringen können.“ Da erhob sich der Herr, und indem er dastand als der Richter über Leben und Tod,

sprach

sprach er zu dem Ahasverus: „Da dir das Leben so lieb ist, so sollst du leben bis ich wieder komme; aber siehe zu, daß du alsdann Buße gethan haben mögest.“ Dann sank er wieder zusammen. Die Kriegsknechte ergriffen einen Mann, der eben vom Felde zurückkam; beluden diesen mit dem Kreuze; und der Zug ging nun weiter, der Richtstätte zu.

6. Ahasverus war tief in Gedanken stehn geblieben. Die Worte: „Du sollst leben bis ich wiederkomme,“ tönten ihm in die Ohren, und füllten sein Inneres. Bald schien es ihm, er habe sie wirklich gehört; bald auch, es sey nur ein Traum, eine Einbildung gewesen. Doch es ward ihm nicht schwer sich zu überreden, daß er sie in der That vernommen habe. Was meint er damit? sprach er zu sich selbst. Will er mich etwa strafen? Wahrlich, dann irrt er sehr,

wenn er glaubt, daß eine Verlängerung des Lebens für mich eine Strafe seyn würde. Nichts in der Welt würde mir größere Freude machen. Es ist eine Art von Weissagung über mich. Wie, wenn sie einträfe? Warum nicht? Daß in diesem Manne eine höhere, geistige Naturkraft wirkt, ist wohl ohne Zweifel; und es läßt sich denken, daß sie beim Herannahn des Todes, durch die starke Gemüthsbewegung, bis zu einem hellen Blick in die Zukunft gesteigert worden sey. Ich nehme sie an, mit Freuden nehme ich sie an, seine Wahrsagung; und ich will mich demnach bereiten zu leben — bis er wiederkommt. Also doch nur bis zu einem gewissen Zeitpunkt? Also sollte ich doch einmal diese Erde verlassen? Am liebsten verweilte ich immer auf ihr! Sollte das nicht auch in seinen Worten dunkel angedeutet liegen? Bis ich wiederkomme, sagte er. Nun, er geht zum Tode, er muß sterben, er wird nie-

mals, niemals wiederkommen; also werde ich immer, immer leben auf dieser Erde!

7. In der frohen und begeisterten Stimmung, worein ihn diese Gedanken versetzt hatten, ging er weiter, und begegnete bald zween von seinen Sadducäischen Freunden; es war ein Aelterer der einen Jüngeren führte. Woher, und wohin? fragte sie Ahasverus. Der ältere Sadducäer erwiederte lächelnd: Dieser unser junger Freund hat sich durch die Neugier verleiten lassen bei der heutigen Verurtheilung des Nazareners einen Zuschauer abzugeben, und da er noch nicht zur rechten Höhe der Lebensweisheit, und zur Herrschaft über seine Affecte gelangt ist, so ist er durch dies Schauspiel in große Traurigkeit versetzt worden. Da ich nun gegen Betrübniß kein besseres Mittel weiß, als Speise und Trank, und dabei ein heiteres, geistreiches Gespräch, so habe ich in meinem Hause ein Mahl

bereiten lassen, das ich mit meinem jungen Freunde einnehmen will. In Euch finde ich unerwartet und glücklich einen Gast, der meine Einladung nicht ausschlagen wird. Kommt mit uns; Ihr sollt einen Wein kosten, wahren Nectar, den ich mir aus Griechenland verschrieben habe. — Ahasverus folgte nicht ungern. Sie traten in ein Zimmer, wo eine, bei der schon zunehmenden Tageshitze sehr angenehme Kühlung herrschte. Hier stand ein Tisch, belastet mit mannigfaltigen Speisen, und einigen großen Krügen voll Wein. Alle drei nahmen Platz, und fingen an sehr fröhlich ihr Mahl zu halten.

8. Ahasverus, nachdem er von mehreren Schüsseln gekostet hatte, that seinen Mund auch zum Reden auf, und sprach: Diese verschiedenen Speisen sind eben so viel Entfaltungen des großen Weltgeistes, aus welchem auch unser Wesen hervorgegangen ist. Indem wir sie genießen, be-

festigen wir also unsere Gemeinschaft mit dem All der Dinge, und nehmen die höhere Naturkraft in uns auf. Es ist deshalb auch nicht zu verwundern, wenn beim Essen uns eine Begeisterung ergreift, die durch das was zur eigentlichen Sättigung hinreicht, noch nicht gestillt wird, sondern weit über dieses Maß hinausgeht.

Darauf nahm der ältere Sadducäer das Wort, und sprach: Niemals ist wohl die Unterreduug während einer Mahlzeit tiefer, gründlicher und philosophischer eröffnet worden, als es jetzt so eben durch unsern Freund Ahasverus geschehn ist. Zu der Betrachtung die er über die Speisen angestellt hat, sey es mir vergönnt eine ähnliche über den Wein hinzuzufügen. Sind die Speisen gleichsam das genießbare Fleisch des großen Naturganzen, so ist der Wein das Blut oder der Nervensaft in demselben. Die Versenkung in unsern Urgrund geschieht deshalb auch schnel-

ler, vollständiger durch Trinken als durch Essen. Aus dem goldenen Weine, womit dieser goldene Pokal angefüllt ist, blitzen und duften die feinsten Geister hervor; aus meinem Magen und aus meinen Eingeweiden erheben sich eben so viel durstige und nach Vereinigung schmachtende Geister. Ich leere den Becher, die Vereinigung ist vollbracht, und sogleich spüre ich ihre Wirkung. Denn indem die Lebensgeister in mein Gehirn steigen, brüten sie daselbst eine große Mannigfaltigkeit trefflicher Gedanken aus; und indem sie um mein Herz zusammenströmen und es erwärmen, erfüllen sie es mit Großmuth und Tapferkeit, und machen mich zu edlen Thaten geschickt. Hochbegabte Naturen gerathen deshalb auch viel leichter und häufiger in den Enthusiasmus des Trinkens, als in den des Essens, und es ist ein tiefsinniges Wort unserer Weisen, wenn sie sa-

gen: Man trinkt leider oft zu viel, aber niemals genug.

Mit einem tiefen Seufzer hub nun der jüngere Sadducäer an: Ach, aber ach, auf den Genuß der Speisen folgt schwere Verdauung und Magendrücken, und auf den Genuß des Weins Trunkenheit und Betäubung. Wie schnell rückt nicht auch das Alter heran, und dann verlieren unsere abgelebten Organe die Kraft, die in uns aufgenommene Fülle des Unendlichen gehörig zu verarbeiten. Und endlich kommt der Tod, wo dann mit dem Daseyn auch Essen und Trinken gänzlich aufhört.

9. Hierauf ist erstlich zu erwiedern, versetzte der ältere Sadducäer, daß nach einer weisen Einrichtung der Natur, der Mensch auch dann, wenn schon die Fähigkeit zu andern Genüssen in ihm erloschen ist, noch den Sinn und Ge-

schmack für Speise und Trank zu behalten, ja in höherem Maße zu empfangen pflegt; und zweitens, daß man durch eine planmäßige Behandlung des Körpers, die Zeit der Jugendkraft weit hinaus über ihre gewöhnlichen Grenzen verlängern kann. Wer zum Beispiel, wenn er mich bei Tische sieht, sollte glauben, daß ich bereits ein Alter von sechzig Jahren erreicht habe?

Aber der Tod, der Tod! seufzte noch lauter der jüngere Sadducäer. Wo finde ich Trost gegen den Gedanken, daß es mit diesem guten Leben und mit allen seinen Genüssen doch einmal, früher oder später, ein Ende nehmen muß?

In dem Festhalten an der Gegenwart, sagte der ältere Sadducäer, werden wir diesen Trost finden, in der Entfernung der Sorge für die Zukunft, und in der Unterwerfung unter jene Nothwendigkeit, die uns in das Daseyn rief, und die es auch wieder vernichtet.

10. Erlaubt mir, sagte Ahasverus, euch hier einen Gedanken vorzutragen, der in mir aufgegangen ist. Ihr sprecht von einer Nothwendigkeit des Todes. Sollte es denn nicht möglich seyn, um diese Nothwendigkeit herumzukommen? Läßt sich denn überhaupt die Nothwendigkeit des Todes, aus Prinzipien der Vernunft, speculativ erweisen? Gern will ich, als ein bloßer Dilettant in der Wissenschaft, mich hierin Euerm Urtheil, die Ihr ein Philosoph von Profession seyd, unterwerfen. Doch nach meinem geringen Dafürhalten wäre es nicht unmöglich, daß der Weltgeist eine seiner Ausgeburten mit einer solchen Fülle der Lebenskraft ausgerüstet hätte, daß er sie nicht mehr in sich zurückziehn könnte, sondern daß ihr eine ewige Fortdauer hier auf Erden, in ungetrübter Jünglings- oder Manneskraft gesichert wäre. Unsere Vorstellung von der Nothwendigkeit des Todes ist nur aus

der Erfahrung abstrahirt; solche der Erfahrung abgeborgte Sätze werden aber von einer gründlichen Wissenschaft nicht anerkannt. Und wie beschränkt ist nicht auch unsere Erfahrung! Kennen wir alle Menschen die auf Erden leben? Haben wir einen jeden nach seinem Alter gefragt? Wenn ich eine recht große Masse Volks zusammen sehe, Kopf an Kopf, Schulter an Schulter, daß man sie nicht zählen kann, dann denke ich mir wohl: Wer weiß ob da nicht mancher Kerl mit unter läuft, der mehrere Millionen Jahre alt ist.

Gegen die Richtigkeit und Gründlichkeit dieses Gedankenganges, sagte der ältere Sadducäer, möchte wohl speculativ nichts einzuwenden seyn.

11. Ihr ergötzt Euch, sagte der jüngere Sadducäer, an dem Gedanken eines endlosen Lebens hier auf Erden; aber ich gestehe, daß er mir furchtbar und entsetzlich erscheint. Die Gleich-

förmigkeit, mit welcher die Tage sich abspinnen, ist jetzt schon nicht leicht zu ertragen; nach mehreren hundert, ja nach mehreren tausend Jahren müßte die Wiederkehr eben derselben Zustände und Vorfälle in Verzweiflung stürzen. Der immer Fortlebende hätte dann auch schon manches Menschengeschlecht, und mit diesem, alle die ihm theuer waren, dahinschwinden sehn; er würde nicht mehr fähig seyn an irgend etwas das Herz zu hängen, und er müßte sich schmerzlich sehnen seinen Freunden und Angehörigen nachzufolgen in die Gruft.

Keinesweges, rief Ahasverus, keinesweges würde ich, wenn das Schicksal mir die Gunst eines endlosen Lebens bestimmt hätte, diese Sehnsucht fühlen, von welcher Ihr, mein junger Freund, nur deshalb träumt, weil Ihr noch nicht gänzlich von Schwärmerei geheilt seyd. Ei was! Sehn wir nicht, daß Mancher auch

jetzt schon Brüder und Schwestern, Vater und Mutter, Weib und Kinder überlebt? Den Mehresten wird es nicht schwer einen solchen Verlust zu ertragen; und sie sind schnell bedacht sich neue Verhältnisse an der Stelle der untergegangenen zu schaffen. Durch fortgesetzte Uebung mehrere Jahrtausende hindurch würde nun ein solcher Wechsel immer weniger beschwerlich, ja er müßte am Ende höchst angenehm und erfreulich werden. Ein echter Lebenskünstler würde überhaupt jene Einförmigkeit, worüber ihr klagt, zu vermeiden, und einen jeden Tag durch den Wechsel der Geschäfte und Genüsse zu verschönern wissen. So würde er in süßer Gewohnheit des Daseyns und Wirkens einen Tag nach dem andern verleben; und die zurückgelegten Jahrhunderte und Jahrtausende würden ihm so kurz vorkommen, als uns jetzt ein Jahrzehnt erscheint.

Trefflich, trefflich, rief der ältere Sadducäer.

Dieser erleuchteten Ansicht unsers Freundes Ahasverus, der sich heute durch Gründlichkeit und Scharfsinn der Gedanken selbst übertrifft, trete ich von ganzem Herzen bei. Laßt uns die Becher füllen, und sie mit Einem Zug darauf leeren, daß Jeder unter uns dieser glückliche Sterbliche — oder vielmehr Nichtsterbliche seyn möge.

Arme Käuze, sprach Ahasverus hohnlachend zu sich selber, vergebens wünscht Ihr euch ein Glück, das mir allein beschieden ist. Ich sehe euch, wie Ihr todt im Grabe liegt, und mich, wie ich lebendig und kräftig über euern Moder hinwegschreite.

Ein jeder nahm nun den tiefen Becher, den er bis zum Rande füllte, und setzte nicht ab, bis er ihn ausgeleert hatte.

12. Am Kreuze verschmachtend und gemartert durch den furchtbaren Brand, welchen innere und äußere Qualen in seiner Seele und in sei-

nem Leibe hervorgebracht hatten, rief in diesem Augenblicke der Herr: Mich dürstet. Die Gazellen der Berge, die in Begriff waren aus den Waldbächen zu trinken, bebten zurück, und wagten nicht ihre Zungen mit der Feuchtigkeit zu benetzen. Alle kühlen Brunnen, die herabrieseln von der Höhe der Felsen, hielten inne in ihrem Laufe, und stürzten sich dann in die Tiefe laut wehklagend, daß es ihnen nicht vergönnt gewesen sey, den Durst ihres Schöpfers zu stillen. Schon neigte der Herr sein theures Haupt mit den brechenden Augen auf seine unschuldige, liebevolle Brust. Es ist vollbracht, rief er laut in die Ewigkeit hinein und verschied. Da bebte die Erde, und der Vorhang des Heiligthums zerriß. Enthüllt war das Herz des Vaters, der die Strafe des Todes in einen Segen verwandelt, für die Kinder, die er zu sich ruft. Treue Hände nahmen nun die heilige Leiche vom

Kreuze, sie mit zarter, ehrfurchtsvoller Scheu berührend, und legten sie in das Grab. Dunkel der Nacht verbreitete sich über das Grab und über Jerusalem, und schloß den Tag schauervoller Wehmuth und unergründlicher Gnade.

Die drei Gesellen aber erhoben sich wankend, und versicherten, daß sie noch keinen Tag so heiter zugebracht hätten.

13. Seit dem Tode des Herrn waren nun mehr als vierzig Jahre verflossen, und sein Wort hatte sich an dem Ahasverus bewährt, denn dieser, der jetzt ein Greis von achtzig Jahren hätte seyn müssen, war in dem Alter von vierzig, worin er sich damals befand, stehen geblieben. Sein Haar war nicht erbleicht, sein Auge nicht erloschen, seine Stirn nicht gerunzelt, seine Wangen nicht eingefallen. In seinem nächsten Kreise war Alles ausgestorben, Weib und Kinder; auch die beiden Sadducäer waren gegangen an ihren

Ort. Doch er hatte reichlichen Trost gefunden in der Hoffnung, die sich mehr und mehr in ihm zur Gewißheit erhob, daß der Tod, der Alles fortraffte, doch ihn verschonen müßte; und die Lücken in seinen häuslichen und freundschaftlichen Verhältnissen hatte er immer schnell wieder ausgefüllt. Indessen hielt er es nicht für rathsam es der Welt bekannt werden zu lassen, welche Bewandniß es eigentlich mit ihm habe, damit die Furcht vor dem Geheimnißvollen in seiner Person nicht die Menschen von ihm zurückschreckte. Er beschloß daher seinen Wohnort so wie seinen Namen häufig zu wechseln, und verlegte zuerst seinen Aufenthalt von Jerusalem nach Klein-Asien.

Inzwischen war auch Gottes großes Strafgericht über die Hauptstadt Judäa's durch Titus vollzogen worden. Er hatte sie, nach den von dem Herrn vorherverkündigten Schrecknissen und

Greueln

Greueln der Belagerung, weggenommen; der Tempel, die Palläste und Häuser waren zerstört, die Einwohner getödtet oder in Gefangenschaft geführt. Als Ahasverus diese furchtbare Kunde vernahm, triumphirte er über den klugen Entschluß, sich von Jerusalem zu entfernen, den er noch zur rechten Zeit gefaßt habe, und erkannte in sich nun auch hierin einen Günstling des Schicksals. Da ihn jedoch seine Handels-Angelegenheiten noch immer häufig nach Judäa führten, so beschloß er bei seiner ersten Anwesenheit die Trümmer Jerusalems zu besuchen, um bei seiner Rückkehr eine Staunen erregende Schilderung davon entwerfen zu können.

14. Er hatte seine Anstalten nicht ganz zweckmäßig getroffen, und schon war die Erde von dem Dunkel einer durch den Mond nur spärlich erhellten Nacht bedeckt, als er bei dem Schutthaufen anlangte der sonst Jerusalem hieß. Wie

dem nordischen Wanderer der in der Abenddämmerung von einem Schneegestöber überfallen wird, der Weg und die Gegend, so bekannt sie auch sonst ihm waren, sich in unbekannte verwandeln: so konnte auch Ahasverus, der den Ort aufsuchte wo der Tempel und sein Haus gestanden hatten, die Straßen und Plätze wo sein Fuß so oft gewandelt war, nichts von dem allen entdecken. Ein Sinne verwirrendes Grauen lag auf der Stätte, welches das Chaos der Trümmer noch chaotischer mengte, und den Ahasverus, obgleich dieser solchen Empfindungen nicht sehr zugänglich war, zu einer schnellen Rückkehr antrieb. Zuvor mußte er jedoch, da er sehr ermüdet, und auch nur so eben durch das Geschrei einer auffliegenden Eule so erschreckt worden war, daß ihm die Knie zitterten, sich einige Ruhe und Erholung gönnen. Kaum hatte er sich aber auf einen umgestürzten Säulenschaft niedergesetzt,

als er wiederum und noch gewaltiger erschreckt ward, denn neben ihm saß eine fremde, unbekannte Gestalt.

15. Die Gestalt des Fremden war von riesiger Größe, und eingehüllt in Wolken, die sie wie ein faltiges Gewand umgaben, und die auch gewöhnlich sein Angesicht bedeckten, das aber zuweilen, wie der Mond durch zerrissene Wolken in einer Sturmnacht, bleich und entsetzlich hindurchschien. Das Angesicht in seinen unbeweglichen Zügen war schön und edel gebildet, in seinen beweglichen aber trug es einen Ausdruck von Verworfenheit, wie er sich wohl in dem Sohne eines edlen Hauses und frommer Eltern findet, welcher sich dem Laster ergeben hat. Mit Grausen war Ahasverus aufgesprungen, und rief: Wer bist Du?

Der Fürst dieser Welt, antwortete der Fremde.

Das verstehe ich nicht, sagte Ahasverus.

Der Fürst der Finsterniß, wenn dies deutlicher ist, entgegnete jener.

Auch das, sagte Ahasverus, ist eine poetische Redensart, und ich wünsche in allen Dingen, besonders auch in der Angabe des Geschäfts, das jemand in der menschlichen Gesellschaft treibt, Deutlichkeit und Bestimmtheit.

Deutlich und bestimmt also, sprach der Fremde, ich bin Satan, der Teufel, der Böse.

Das kann nicht seyn, erwiederte Ahasverus. Denn es gibt wohl ein Böses im sächlichen Geschlechte, welches nichts anders seyn soll als eine Abstraction und Personification von den Handlungen solcher verruchten Menschen die da gröblich stehlen, rauben und morden. Aber einen Bösen, männlichen Geschlechts, eine wirklich lebende und athmende Person die selbst etwas erlebt und die ihre eigene Geschichte hat, einen solchen Bösen gibt es nicht, und zwar aus mehreren Grün-

den. Erstlich, weil das Böse eine pure Negation, eine Abwesenheit des Wirklichen ist, sich also niemals zu einem wirklichen Wesen gestalten kann. Zweitens, weil, wenn es einen Teufel gäbe, es auch eine unsichtbare Welt geben müßte, zu welcher der Teufel gehörte, eine Ewigkeit der Seligkeit und der Pein. Da nun aber dies unmöglich ist, so ist auch die Existenz des Teufels unmöglich.

O wäre es doch unmöglich, murmelte der Fremde vor sich hin, dann würde nicht das Feuer das immer brennt, und der Wurm der nie stirbt, in meinem Innern wüthen! — Du sprichst mit dem Teufel, fuhr er fort, indem er sich zu Ahasverus wendete, und willst nicht glauben, daß es einen Teufel gibt?

Nein, erwiederte Ahasverus, denn es ist ausgemacht, daß die Sinne, Auge, Ohr, Nase, Hände täuschen können, und daß etwas das

man zu sehen glaubt, deshalb noch nicht wirklich vorhanden ist. Bei einer starken Gemüthsbewegung vornehmlich, wie ich jetzt eine solche empfinde, pflegt das Blut in den Kopf vorzudringen, und im Gehirn Phantasmen zu erzeugen, die sich trüglich als etwas Aeußeres und Wirkliches darstellen. Aber durch Blutegel werden solche Phantasmen schnell wieder fortgesogen.

Du bist in der Probe bestanden, sagte der Fremde. Du hast den Teufel von Angesicht geschaut, Du hast mit ihm geredet, und hast sein Daseyn geleugnet. Ja, Du bist größer als ich, und Du wirst Größeres wirken; ich erkenne es und beuge mich vor Dir. Was habe ich vermocht mit der Wuth die mich gegen das Menschengeschlecht und gegen seinen Schöpfer erfüllt? Alle Keime und Blüthen die ich zertrete, gehen herrlicher wieder hervor, und jeder von mir bereitete Fluch wird in einen Segen verwandelt.

Als der Sohn Gottes auf Erden erschien, dachte ich, alles wäre gewonnen, wenn ich ihn an das Kreuz brächte. Ich fuhr in das Herz des Judas, und trieb ihn an, seinen Herrn zu verrathen; ich ließ den Priestern keine Ruhe bis sie ihn verurtheilt hatten. Was habe ich erreicht? Nichts als Schaden habe ich eingeerntet statt des gehofften Vortheils. Jener Kreuzestod den ich herbeiführte ist das Mittel geworden, um alle Diejenigen, die an seine Kraft glauben, meiner Botmäßigkeit zu entziehen, und fast wäre der Verräther selber, der Judas, gerettet worden. Nicht nachgelassen habe ich das Feuer des Aufruhrs unter den Juden zu schüren, sie im wahnsinnigen Taumel irdischer Hoffnungen umherzudrehn, bis die Empörung gegen die Römer ausgebrochen, bis der Tempel des Herrn zerstört, und Jerusalem in einen Schutthaufen verwandelt worden ist. Freilich dieser Tempel von Stein ging un=

ter, aber unzählige Tempel bauen sich dem Herrn auf in den Herzen der Christen; und stets wird die Zerstörung desjenigen, auf dessen Trümmern wir sitzen, eine Warnung gegen mich und meine Bethörungen seyn. Du bist größer und weiser als ich, denn Du bleibst kalt, wo ich rase; Du lächelst, wo ich verzweifle; Du leugnest und verneinst, daß es einen Gott gibt; ich glaube es und zittere. Ich muß die Ewigkeit anerkennen, denn ich bin selber ein lebendiges Zeugniß ihrer Qualen. Du kannst, was ich nicht vermag, die Achseln zucken über die Einfalt Derjenigen, die eine Ewigkeit glauben. Ich kann wüthen und rasen gegen den christlichen Glauben. Du kannst mehr als ich: Du kannst ihn behandeln, als ob er gar nicht vorhanden wäre, und Dich gegen ihn und alle seine Erscheinungen gleichgültig verhalten. So gehe denn hin, und wirke fort durch die Jahrhunderte. Du willst zwar nichts von mir

wissen, aber ich weiß von Dir; und Du wirst mir dienen in der Zeit und vielleicht auch in der Ewigkeit.

Nachdem der Fremde dies gesprochen hatte, verschwand er. Ahasverus aber kehrte zu seinem Gastfreunde, bei dem er wohnte, zurück, und beeilte sich, zur Abtreibung der Phantasmen die ihn in dieser Nacht beunruhigt hatten, das von ihm angedeutete Mittel zu gebrauchen.

16. In den folgenden Jahrhunderten war der Wohnsitz des Ahasverus bald in Asien, bald in Griechenland, bald in Italien; er lebte unter Heiden, Juden und Christen, und wußte, unter einer jeden dieser Partheien, sich ihren Religionsgebräuchen mit vieler Geschmeidigkeit anzubequemen. Der Aufenthalt unter Christen war ihm der beschwerlichste, denn ihn verdroß die Verleugnung der Welt, die sie übten; am ärgerlichsten aber war es ihm, daß sie die in ihren heiligen

Büchern verheißene zweite Zukunft des Herrn, und oft mit der lebhaftesten Sehnsucht, erwarteten. Denn er fürchtete, daß diese Wiederkunft, wenn sie Statt fände, auch seinem Leben das ihm immer besser gefiel, je länger es dauerte, ein Ende machen könnte. Doch seine Abneigung gegen die christliche Kirche verlor sich bedeutend, als sie aus einem Zustande der Unterdrücktheit und Armuth zu irdischer Macht und Größe gelangt war, und mit der sonst von ihr so weit entfernten Welt eine Verbindung anzuknüpfen schien. Man sah ihn damals oft am kaiserlichen Hofe in Constantinopel, wo er sogar an theologischen Streitigkeiten Theil nahm, und darin seinen Scharfsinn bewundern ließ.

17. Bei dem Entstehen der Muhamedanischen Religion fühlte er für diese sogleich eine besonders große Sympathie, und er schmeichelte sich, daß sie viel dazu beitragen würde, die Ge-

müther von dem Geistigen auf das Irdische hinzulenken, und sie an dieses zu fesseln. Mit den Muhamedanischen Fürsten stand er immer in dem besten Vernehmen; zur Zeit der Kreuzzüge bewies er sich ungemein thätig zu ihrem Vortheil und zum Schaden der Christen; und er war nicht selten im Stande, da er durch blühende Handelsgeschäfte einen großen Reichthum erworben hatte, seinen Gönnern wesentliche Dienste zu leisten. So war er es, der unter dem Namen Melchisedek, den er damals führte, den Saladin durch ein bedeutendes Darlehn aus einer großen Geldverlegenheit befreite, wofür er von demselben ungemein hochgeschätzt und geehrt ward. Damals bildete sich auch der Gedanke in ihm aus, auf den er sich als auf eine Eingebung echter Humanität nicht wenig zu gute that: daß die jüdische und christliche Religion, in Betracht des Einflusses auf ihre Bekenner, mit der Muhame-

danischen von gleichem Werthe oder Unwerthe wären; und daß auch in Rücksicht des Ursprungs keine der andern vorgezogen werden könnte, indem die Stifter von allen dreien sie nur durch Betrug gegründet hätten. Diese Gedanken stellte er dar in einer Schrift, die auch Einigen von den Kreuzfahrern bekannt, von ihnen in das Abendland herübergebracht, und hier in das Lateinische übersetzt ward. Doch da die Inquisition von diesem Buche Kunde erhielt, und sich bemühte alle Abschriften desselben zu vertilgen, so hat sich davon nur eine unbestimmte Sage erhalten; und die Schrift selber scheint verschwunden zu seyn.

18. Im Mittelalter machte Ahasverus auch einen Ausflug nach Europa, doch konnte er weder in Spanien, noch in Frankreich, noch in Deutschland festen Fuß fassen, weil Andacht, Poesie und Ritterthum durch ihre überall ver-

breiteten großartigen Erscheinungen ihn zu sehr beleidigten und zurückstießen. Nur am Hofe der Päbste und im Schatten ihres Throns fand er die Behaglichkeit, die ihm in ganz Europa gefehlt hatte; er ließ sich nieder in Rom, begleitete von dort den päbstlichen Hof nach Avignon, und kehrte mit demselben wieder nach Rom zurück. Hier befand er sich auch bei dem Ausbruche der Reformation. Sie erschreckte ihn dergestalt durch das Wiederauflodern desselben Feuers, und das Erwachen derselben Sehnsucht nach dem Himmel, die er bei den ersten Christen beobachtet hatte, daß er, sich in Europa nicht sicher glaubend, mit großer Schnelligkeit wieder nach Asien entwich, und sich unter den Türken niederließ. Doch ermunterten ihn einigermaßen die Nachrichten, die er von den Lehren und dem Einflusse der beiden Socinus und anderer ähnlich gesinnten Männer eingezogen hatte, und unter der Regie-

rung Ludwigs des vierzehnten erschien er plötzlich in Frankreich. Hier fühlte er sich gleichsam von einer gesunden Luft angeweht; er beschloß sich in diesem Lande niederzulassen und es zum Mittelpunkte seiner ferneren Operationen zu machen.

19. Da er nie unverheirathet lebt, und wenn seine Gattin gestorben ist, sogleich am folgenden Tage ein neues Bündniß schließt; da auch diese Verbindungen immer mit Kindern gesegnet sind: so erwächst ihm daraus eine zahlreiche Nachkommenschaft, und diese hat sich vornehmlich in Frankreich sehr vermehrt und ausgebreitet. Zu ihr gehörten alle Diejenigen welche dort im achtzehnten Jahrhundert, indem sie sich fälschlich Philosophen nannten, sich zur Verspottung und Ausrottung des Christenthums verbrüderten. An ihrer Spitze stand ein Sohn des ewigen Juden, der die übrigen an Witz und an Schalkheit über=

traf, und der mit besonderer Sorgfalt für die väterlichen Zwecke ausgebildet ward: man pflegte ihn Monsieur de Voltaire zu nennen. Dieser besaß einen Köcher voll vergifteter Pfeile des Spottes, und ein verpesteter Odem der Lästerung ging aus seinem Munde hervor. Und die Pfeile seines Spottes sind geflogen weit umher in die Welt, und wo sich ein heiliges Gefühl in den Herzen regte, da ward es getroffen und verwelkte. Der Odem seines Mundes aber hat geweht, gleich einem verzehrenden Südwind; und viele Saaten, die für das Reich Gottes hätten reifen können, sind erstorben.

20. Von Frankreich aus hatten sich die Ansichten und Meinungen des Ahasverus schon in Deutschland verbreitet, und waren hier zum Theil mit Beifall aufgenommen worden. Jetzt schien es ihm Zeit sich selbst nach diesem Lande zu begeben, und, wo möglich, mit einigen der bedeu-

tendsten Männer ein Verhältniß anzuknüpfen. Unter dem Namen eines Barons von Waller, begab er sich zu Lessing, und sagte, er wünsche sich Glück den geistreichen und berühmten Herausgeber der Wolfenbüttelschen Fragmente kennen zu lernen. Das Gespräch fiel bald auf die positive Religion, und Lessing sprach die Behauptung aus, daß historisch überlieferte Thatsachen, selbst wenn sie wahr seyn sollten, niemals als ein Beweis für ein System von Glaubenslehren gelten könnten.

Trefflich, trefflich, verehrter Mann, rief Ahasverus. Und finden die positiven Religionen nicht ihre Bestätigung in den Thatsachen die ihre Gründung begleiteten, wodurch, ich bitte Sie, könnten sie denn beglaubigt werden? Man spricht von einem inneren Gefühle, wodurch man sich von ihrer Wahrheit überzeugen könnte. Sie selber, Theuerster, haben, wenn ich nicht irre, davon

von gesprochen. Dies soll vermuthlich das Gefühl der eigenen Sündhaftigkeit seyn. Sehn Sie, ich lebe nun Ein tausend und achtzehn hundert Jahre —

Wie, rief Lessing, Ein tausend und achtzehn hundert Jahre?

Ja, sprach Ahasverus, im Vertrauen gesagt, ich bin der ewige Jude. Aber verrathen Sie mich nicht.

Sehr erfreut, rief Lessing, wahrlich sehr erfreut, Ihre nähere Bekanntschaft zu machen, merkwürdiger Mann! Sie leben nun Ein tausend und achtzehn hundert Jahre, sagten Sie —

Ja, fuhr Ahasverus fort, und mein Gewissen klagt mich nicht an, daß ich in dieser ganzen Zeit irgend eine Sünde begangen hätte. Einmal doch — denn ich muß aufrichtig seyn — einmal — es war in Avignon — da habe ich mich von einem Cardinal mit dem ich einen

Handel abschloß, übervortheilen lassen. Sonst habe ich mir aus der ganzen Zeit meines Lebens nichts vorzuwerfen. Wie sollte ich also das Bedürfniß einer Erlösung fühlen? Werden Sie nicht eben das auch von sich behaupten?

Schwerlich, sagte Lessing, schwerlich möchte ich mich dazu entschließen. Indessen bin ich allerdings der Meinung, daß ein jeder Anhänger einer positiven Religion für dieselbe eigentlich nichts geltend machen kann, als sein eigenes Gefühl, seine Ueberzeugung, und daß also in dieser Rücksicht die jüdische, christliche und muhamedanische Religion einander ziemlich gleich stehn. Diesen Gedanken möchte ich recht anschaulich machen in einem Kunstwerk, wo möglich in einem dramatischen. Doch dazu gehören Personen, Verhältnisse, ein geschichtlicher Hintergrund, eine passende, sinnreiche Einkleidung der Hauptidee. Bis jetzt hat sich dies Alles mir noch nicht darbieten

wollen. Könnten Sie aus Ihrer reichen Erfahrung mir nicht etwas an die Hand geben?

21. Ich hoffe es zu können, sagte Ahasverus, und bitte zu diesem Ende um die Erlaubniß Ihnen eine Geschichte erzählen zu dürfen, die sich mit mir und dem Saladin zugetragen hat. Saladin war durch seine Kriegszüge und seine Verschwendung in große Geldnoth gerathen, und bedurfte einer sehr ansehnlichen Summe. Ich lebte damals in Alexandrien, und nannte mich Melchisedek; man hielt mich für den reichsten Mann des Landes. Auf mich also warf Saladin sein Augenmerk, und da er glaubte, daß ich mich nicht freiwillig zu einem Darlehn entschließen würde, so wollte er mich in Verlegenheit und Angst versetzen, um es durch diese Mittel von mir zu erhalten. Er ließ mich also zu sich entbieten, und nachdem er mich mit viel Zeremonieen empfangen hatte, sprach er zu mir:

Weiser Mann, ich möchte von Dir erfahren, welcher von den drei Lehren, der muhamedanischen, der jüdischen und der christlichen Du den Vorzug gibst. Ich merkte die Schlinge, die er mir legen wollte und sprach: Vergönne mir, großer Sultan, ehe ich auf diese Frage antworte, Dir eine Erzählung vortragen zu dürfen. Ein reicher Mann besaß einen überaus kostbaren Ring, den er seinem ältesten Sohne hinterließ, mit der Anordnung, daß auch dieser wiederum ihn einem seiner Söhne hinterlassen, und daß der Besitzer des Ringes der Erbe des Vaters und der Herr über die andern Geschwister seyn sollte. So kam der Ring von Geschlecht zu Geschlecht bis zu einem Vater, welcher drei gleich vortreffliche und von ihm gleich sehr geliebte Söhne hatte. Dieser konnte es nicht über das Herz bringen durch die Verleihung des Ringes dem Einen seiner Söhne einen Vorzug vor den andern zu ge-

ben. Er ließ also nach dem Muster des Ringes zwei andere Ringe von einem Künstler anfertigen, der seinen Auftrag so geschickt und glücklich ausführte, daß der Vater selbst den echten nicht mehr von den falschen unterscheiden konnte. Ein jeder bekam also seinen Ring, ein jeder zeigte ihn vor nach dem Tode seines Vaters, um dadurch seine Ansprüche auf das ganze Erbe zu begründen; ein jeder mußte aber auch eingestehn, daß der Vater die andern gleich sehr geliebt hatte, und daß es unentschieden bleiben müßte, wem unter ihnen der Vorzug gebührte. — Da ich also gesprochen hatte, bewunderte Saladin meine Weisheit und meine edele Denkungsart. Gerührt fiel er mir um den Hals, bekannte mir seine List, und erhielt nun von mir freiwillig Alles und mehr als er verlangte.

22. Ich falle Ihnen nicht um den Hals, sagte Lessing, denn ich möchte nicht gern den

ewigen Juden umarmen. Aber Ihr Mährchen ist gut, und ich werde mich desselben bedienen. Sie sollen unter dem Namen: Nathan der Weise, der Held eines Dramas werden; Sie sollen eben diese Geschichte dem Saladin erzählen; ja ich will Ihnen sogar die Vermuthung in den Mund legen, mit welcher Sie gewiß einverstanden sind, der echte Ring möchte wohl überhaupt verloren gegangen seyn. „Nathans Gesinnung gegen alle positive Religionen ist von jeher die meinige gewesen. Wenn man sagen wird, dieses Stück lehre, daß es nicht erst von gestern her unter allerlei Volk Leute gegeben, die sich über alle geoffenbarte Religion hinweggesetzt hätten, und doch gute Leute gewesen wären; wenn man hinzufügen wird, daß ganz sichtbar meine Absicht dahin gegangen sey, dergleichen Leute in einem weniger abscheulichen Lichte vorzustellen, als in welchem der christliche Pöbel sie gemeiniglich er-

blickt: so werde ich nicht viel dagegen einzuwenden haben *)."

23. Bei einem längeren Aufenthalte in Weimar gelang es ihm auch sich Goethe'n zu nahen, und durch seine reiche Lebenserfahrung, seine Kenntniß von Menschen und Ländern, seine entschiedene Abneigung gegen alle Schwärmerei, so wie durch seine geistreiche Unterhaltung, die Gunst des deutschen Dichterfürsten zu gewinnen. Goethe soll ihn seinen vernünftigen Freund genannt, und an ihn das Distichon gerichtet haben:

---

*) Siehe Vorrede zu Nathan dem Weisen, in Lessings sämmtlichen Schriften, zwei und zwanzigster Band. Berlin, 1827.

Die christlichen Zuschauer, die von den Brettern herab durch Nathans Mährchen so erbaulich zur Gleichstellung aller positiven Religionen ermahnt werden, sollten also wenigstens bedenken, daß das von ihnen so bewunderte Mährchen eine Ausgeburt des ewigen Juden ist.

Anmerkung des Herausgebers.

Mache der Schwärmer sich Schüler wie Sand am
Meere; der Sand ist
Sand; die Perle sey mein, Du, o vernünfti-
ger Freund!

Angeweht von der poetischen Luft in Weimar, fing auch Ahasverus an zu dichten. Sein erstes Produkt war das Distichon:

Jeglichen Schwärmer schlagt mir an's Kreuz im
dreißigsten Jahre;
Kennt er nur einmal die Welt, wird der Be-
trogne der Schelm.

Er theilte es Goethe'n mit, dem es so wohl gefiel, daß er beschloß, es unter seine eigenen Gedichte aufzunehmen. Und so ist unter die Werke des großen Mannes, dessen Genie jeder Deutsche gern bewundert, noch vieles eingeschwärzt worden, das nicht von ihm, sondern von dem ewigen Juden herrührt, und das die Kritik schon längst hätte ausmerzen sollen.

24. Ueberhaupt begegnet man dem Ahasverus jetzt häufig in Deutschland. Tritt man in eine zahlreiche Gesellschaft vornehmen oder geringen Standes, setzt man sich an die Wirthstafel in einem Gasthofe, überall ist er zu finden. Er vervielfältigt sich, und macht es möglich an den verschiedensten Orten zu erscheinen. Er spricht französisch, englisch, italienisch, deutsch, holländisch; er hat alle Länder gesehn, er kennt alle merkwürdigen Menschen. Das Gespräch führt er ganz allein, und er übt einen solchen Einfluß auf die Gegenwärtigen, daß Keiner es wagt, einen vernünftigen Gedanken, geschweige denn ein Gefühl, oder gar ein frommes zu äußern. Man hält ihn für einen Kaufmann, einen Diplomaten, einen liberalen Militär, einen reisenden Gelehrten, einen rationalistischen Geistlichen — man irrt; es ist der ewige Jude gewesen.

25. Da man nun auch in vielen Schriften,

die er herausgibt, und in vielen Journalen woran er arbeitet, seine Stimme vernimmt, und da seine schriftlichen und mündlichen Mittheilungen gewöhnlich die Gegenwart und ihre Vorzüge vor der Vergangenheit betreffen, so ist es nicht schwer seine Ansichten über diesen Gegenstand zusammenzustellen. Er gibt zwar zu und beklagt, daß in dem jetzigen Zeitalter eine große Fülle von Kraft verbreitet sey, welche die Gedanken und Gefühle der Menschen gar leicht über diese sichtbare Welt hinausführen könnte. Dagegen freut er sich aber auch wahrzunehmen, daß durch manche günstige Conjuncturen und zweckdienliche Einrichtungen, diese Kraft, sey's geschwächt, sey's auf das Materielle und Sichtbare geleitet wird.

26. Diese Kraft, sagte er, habe sich vornehmlich unter den gläubigen Christen concentrirt. Er möchte darüber verzweifeln, aber er könne es nicht leugnen, daß der Glaube, möge er auch

jetzt weniger ausgedehnt seyn als zu andern Zeiten, doch in dem kleineren Kreise, wo er herrscht, ein kühnes Leben und eine unerschütterliche Festigkeit zeige. Mit dem Glauben, das müsse er ferner bekennen, sey ein gewisses nie erlöschendes Feuer der Begeisterung, ein reges brüderliches Mitgefühl, sey Eifer und Treue in jeder pflichtmäßigen Richtung des bürgerlichen Lebens verbunden. Dies Alles gehe hervor aus der Gemeinschaft worein sich die Christen zu setzen wüßten mit jener unsichtbaren Welt, die doch gar nicht vorhanden sey. Der Rationalismus, dieser wackere Ritter, den er gegen sie ausgesendet, und dem er selber Rüstung und Schlachtroß geborgt habe, sey schon fast gänzlich entkräftet, und wage kaum mehr in den Schranken zu erscheinen. Deshalb wolle er sich vor der Hand eines Mittels das ihm oft mehr genutzt habe als der offene Krieg, gegen den Glauben bedienen; dies

sey, ihn zu ignoriren. Dabei müsse man freilich nicht aufhören jeden gläubigen Christen sogleich einen Mystiker und einen Pietisten zu nennen, und sich das Ansehn zu geben, als ob man im Christenthum einen gewissen wahren Grund anerkenne, und nur die Uebertreibung verdamme. Auch sey es zu hoffen, daß die Gläubigen sich wegen gewisser Begriffsbestimmungen unter einander spalten und veruneinigen würden; und alsdann entstände ein Riß, durch welchen man leicht in ihre geschlossenen Reihen mit den Waffen der Zerstörung eindringen könnte.

27. Weniger bedeutend und gefährlich als das rechtgläubige Christenthum, aber doch noch immer bedeutend und gefährlich genug, sey ihm das strenge, gründliche Philosophiren, welchem sich jetzt so Manche ergeben hätten; denn dieses versetze, wenn auch nicht in eine überirdische, doch in eine geistige Region, und der Sinn für

die eigentlichen weltlichen Lebensinteressen werde dadurch abgestumpft. Dennoch gäbe es etwas in der Philosophie das ihm gefalle, und weshalb er sich hüte, gänzlich mit ihr zu brechen. Sie habe nämlich einem persönlichen, von der Welt verschiedenen Gott, und einer persönlichen Fortdauer der Seele, in ihrem Systeme einen festen und sichern Platz bisher nicht anweisen können oder wollen. Bei weitem wichtiger als dieses, sey es ihr, wie ihm scheine, das Verhältniß der Vorstellung zu den vorgestellten Dingen zu erkennen; und so lange sie nicht weiter ginge, werde nie zwischen ihr und ihm ein Kampf auf Tod und auf Leben entstehn.

28. Höchst erfreulich sey es ihm zu bemerken, wie in der deutschen Poesie und Litteratur überhaupt, die geistige Produktivität abgenommen habe. Mit vielen Gedichten Goethe's und Schiller's habe er sich nie recht befreunden können;

viel näher seiner Denkungsart ständen manche jetzt erscheinende Schriften, die zu einer deutschen, ja europäischen Celebrität gelangt wären. Die jetzt häufige Notizenkrämerei erscheine ihm als ein besonders günstiges Zeichen, und er hoffe es noch zu erleben, daß man Bücher die aus lauter Citaten beständen, herausgeben würde. Vor allem schätze er die vielen Rezensir-Institute, indem diese, durch ein schon fertiges Urtheil über die Bücher, das Lesen derselben, und das eigene Nachdenken über das Gelesene, unnöthig machten. Es sey wünschenswerth, daß das Bücherschreiben gänzlich aufhöre, das Rezensiren dagegen stets fortgesetzt werde. Anstatt der wirklichen Bücher könnte man alsdann fingirte beurtheilen, welches auch so ziemlich auf Eins hinauslaufen würde, da die Leser der Rezensionen doch nur selten die Bücher zu lesen pflegten. Auch habe er einige junge Freunde ausgesandt, um die Abschaffung

des Glaubens an Gott und Unsterblichkeit, und die Aufhebung aller Zucht und Ordnung zu predigen. Wenn das Unternehmen gelänge, so würde dadurch in Deutschland eine neue, schönere Morgenröthe, wie für das Leben überhaupt, so auch für Litteratur und Poesie herbeigeführt werden.

29. Die Baukunst habe große Fortschritte gemacht, denn die Kirchen baue sie nett, heiter und freundlich; und in der Decorirung von Speise- und Tanzsälen leiste sie Vorzügliches. Auch die Malerei habe sich sehr vervollkommt, seitdem sie ihre Gegenstände nicht mehr aus der heiligen und politischen Geschichte, sondern aus der Romanenwelt entlehne. Diese Künste würden jedoch alle durch diejenigen überboten die sich der Kräfte der Natur zur Vermehrung der materiellen Vortheile des Lebens bedienen. Wer an dem hohen Culturzustand des

jetzigen Zeitalters zweifle, dem wolle er nur die Eisenbahnen anführen, auf denen die Menschheit dem Ziele ihrer Bestimmung mit so großer Schnelligkeit entgegeneile.

30. Um dem Volke die in ihm wohnende Kraft zu entziehn, wären jetzt auch an vielen Orten zweckdienliche Anstalten getroffen. Vornehmlich wirkten dahin die rationalistischen Prediger, die dem Volke sorgfältig alle biblischen Lehren vorenthielten, welche die Gemüther über die sichtbare Welt erheben könnten. Auch der Schulunterricht diene dazu, in welchem die Jugend nicht mit der biblischen Geschichte und Lutheri kleinem Catechismus, wohl aber mit vielen andern sehr entbehrlichen Dingen bekannt gemacht würde. Hierzu komme noch bei dem Landvolk als ein sehr wirksames Mittel, der, die Kräfte des Geistes und des Körpers ertödtende Genuß der starken Getränke. Es freue ihn sehr, daß die Re-

gierungen, welche diesem Einflusse vorbeugen könnten, indem sie die Anlegung von Brennereien erschwerten, ihre Aufmerksamkeit noch nicht auf diesen Gegenstand gerichtet hätten. Er selber sey zwar Mitglied eines Mäßigkeitsvereines, weil er dem Prinzip der Nüchternheit in geistigen Dingen huldige. Dessen ungeachtet habe er wohl an die tausend Brennereien angelegt, von denen er nicht nur einen bedeutenden Gewinn ziehe, sondern durch die er auch, wie er sich schmeichle, die geistige und körperliche Abstumpfung des Landvolks nicht wenig befördere.

31. Auch in den Söhnen gebildeter Familien, vornehmlich wenn sie eine fromme Erziehung erhalten hätten, sey ein Uebermaß der Kraft, welches ihnen für den Dienst des Staats und der Kirche nur hinderlich und schädlich seyn würde. In der Absicht, ihnen dies Uebermaß zu entziehn, wären die Universitäten angelegt. Diese wären

einem großen Sumpfe vergleichbar, über welchem die Irrlichter der Wissenschaft tanzten. Die Jünglinge würden aus dem väterlichem Hause geschleppt, und in den Sumpf hineingestoßen. Nur wenige retteten sich durch gewaltige Sprünge von einer festen Stelle zur andern. Viele aber versänken bis an den Hals in den Morast, und trügen nun für ihr ganzes Leben den Schnupfen, und erstarrte Glieder davon — was ihnen und der menschlichen Gesellschaft sehr nützlich wäre.

32. In Berlin, wo er zuweilen erschienen ist, hat er sich durch manche Dinge sehr angesprochen gefühlt, besonders durch die glänzenden Mittags- und Abendmahlzeiten, wodurch, wie er meint, der Geist der guten Berliner heilsam deprimirt werde. Aber er hat die Kirchen besucht, und ist erstaunt gewesen, in einer jeden eine ansehnliche Versammlung zu finden. Er hat sich überzeugt, daß unter diesen vielen Kirchen keine

einzige wäre, in welcher nicht das Wort von Christo, von seinem Kreuze, und von dem ewigen Leben das er uns erworben hat, verkündigt würde. Er hat umhergehorcht in hohen und in niedern Kreisen, und er hat überall, neben einer freien Bewegung der Gedanken, Begeisterung für den König, und Ehrfurcht für die Gesetze gefunden. Da ist er hinausgegangen auf den Kreuzberg, und indem er auf die Stadt hinblickte, hat er gesprochen: Berlin, so lange du Gott und den König ehrst, habe ich mit dir nichts zu schaffen. Und hat den Staub von den Füßen geschüttelt, und ist weiter gegangen.

33. Und er wird fortwandeln alle Jahrhunderte hindurch so lange die Welt steht. Immer wird er das was wahr ist, für Schein, und das was Schein ist, für wahr und wirklich erklären. Immer wird er das Hohe und Heilige verspotten, leugnen, ignoriren; und das Niedrige, das

Gemeine erheben. Wenn er hört von dem jüngsten Tage und von der Zukunft des Herrn, so wird ein Schauer der Furcht ihm Mark und Gebein durchbeben. Aber sogleich wird er sich fassen und ermuthigen. Er wird hinblicken auf die feststehende Sonne, auf seinen Leib der in so vielen Jahrhunderten nicht gealtert ist, und sprechen: Wo ist die Verheißung seiner Zukunft? Denn nachdem die Väter entschlafen sind, bleibt es Alles, wie es von Anfang der Kreatur gewesen ist!

34. Er irret aber; denn es wird des Herrn Tag kommen als ein Dieb in der Nacht; an welchem die Himmel zergehen werden mit großem Krachen, die Elemente aber werden vor Hitze zerschmelzen, und die Erde, und alle Werke die darinnen sind, werden verbrennen. Und auch er selber wird an diesem Tage sterben.

35 Und der Anfang dieses Tages wird seyn

wie der eines andern Tages. Die zum letzten Male aufgehende Sonne wird aufgehn in ihrer ganzen Pracht, und die Nebel vor sich hinscheuchen, die sich zur Erde niedersenken, und sich in blinkenden Tropfen an die Halme des Grases hängen werden. Die hohen Schneegebirge, mit ihren, seit dem Anfange der Schöpfung unberührten Kronen, werden dastehn in purpurrothem Schein, und auch die dunkeln Thäler zu ihren Füßen werden sich allmählig erhellen. Dann werden die Frommen auf Erden erwachen mit Gebet, und die Gottlosen mit Anschlägen zu neuer Missethat. Die Unglücklichen werden seufzen, daß ein neuer Tag der Leiden für sie beginnt, und nicht ahnden, daß ihnen das Ziel alles Leidens so nahe ist. Die Mütter werden zu ihren jungen Kindern gehn, die schon eine Zeitlang mit offenen Augen und lächelnd in der Wiege gelegen hatten; sie werden sie aus der Wiege heben,

an ihr Herz drücken, und der Gnade des Herrn empfehlen. Das Gewerbe wird sich regen, die Straßen der Städte werden sich füllen mit Menschen. Die Landstraßen werden stäuben unter den Rädern der Wagen, und unter den Hufen der Rosse. Der Landmann wird hinausziehn auf das Feld mit seinem Gespann, und die seufzende Kreatur wird dem Menschen ihre letzten Dienste leisten.

36. Und es wird ein Augenblick kommen unter den Augenblicken desselbigen Tages, wo die kreisende Erde plötzlich stille stehn wird. Leicht wie die Hand des Menschen die auf dem grünen Teppich rollende Kugel aufhält, so wird die Hand des Herrn, der die Erde aus dem Nichts hervorgerufen, und in ihre Bahn geworfen hat, sie auch aufhalten in ihrem Laufe. ~~Und~~ in der Erschütterung dieses Augenblicks werden die Meere aufbrausen und die Ströme; brausend

werden sie über ihre Ufer treten und das Land bedecken. Häuser, Palläste, Kirchthürme werden wanken. Die Menschen, sey's von Furcht und Entsetzen ergriffen, sey's von froher Ahnung und Hoffnung beseelt, werden ihre Wohnungen verlassen und hinausstürzen unter das freie Dach des Himmels. Der Gatte wird seine Gattin und sein junges Kind führen; die Gattin wird ihr jüngstes Kind auf dem Arme tragen; die älteren Brüder und Schwestern werden folgen. Und plötzlich wird jene leuchtende Fackel im Blau des Himmels, die Sonne, ausgeblasen werden durch einen göttlichen Hauch, das Licht des Mondes und der Sterne wird erlöschen, und eine Zeitlang wird es auf Erden ganz finster seyn.

37. Dann wird das Zeichen des Herrn erscheinen in den Wolken. Ein ungeheures Kreuz, ganz aus Strahlen gebildet, wird sich von der Erde in den Himmel, weit hinaus über Sonne

und Sterne erheben. Und da, wo die beiden Balken des Kreuzes einander durchschneiden, da wird der Herr Jesus erscheinen, daß er als Erlöser und als Richter, die Erde vom Kreuze herab anblicken möge. Und er wird seyn angethan mit einem Königsmantel, und wird eine Krone tragen auf seinem Haupt, und in der Hand wird er ein goldenes Zepter führen. Und er wird seyn majestätisch und holdselig anzuschaun. Und der Lichtglanz, der zuerst als ein Kreuz gestaltet war, der wird sich erweitern, und einen großen lichten Kreis bilden. In der Mitte dieses Kreises wird der Herr Jesus sitzen auf dem Stuhl seiner Herrlichkeit, alle seine heiligen Engel werden ihn umgeben; und alles Licht welches der Welt leuchtet wird fortan nur ausgehn von dem Herrn ganz allein.

38. Und die Schauer eines übermäßigen Entzückens werden alle Gläubigen ergreifen. Die

Mütter werden ihre kleinen Kinder auf ihren Armen emporheben in die Luft, dem Herrn entgegen, und werden zu ihnen sprechen: Sieh' das ist der Herr auf den Du getauft bist, und von dem Dir deine Mutter erzählt hat. Und die emporgehobenen Kinder werden ihre Arme ausstrecken nach dem Herrn, wie sie jetzt die Arme ausstrecken, um nach den bunten Farben des Regenbogens zu greifen. Die Gatten werden einander in die Arme sinken, und sich freuen, daß ihr Wunsch erfüllt, und daß es ihnen gewährt sey, beide zugleich die Erde zu verlassen. Und unter den Schaaren der Gläubigen wird sich ein Jauchzen erheben vom Aufgang bis zum Niedergang, und werden rufen: Hosianna, gelobt sey der da kommt im Namen des Herrn! Hosianna in der Höhe! Preis, Anbetung, Macht, Ehre und Herrlichkeit sey ihm, der da kommt sein Volk zu erlösen, und es aufzunehmen in sein

himmlisches Reich. — Aber unter den Feinden des Herrn wird sich ein Geheul der Angst verbreiten vom Aufgang bis zum Niedergang; denn sie werden es nun sehen mit ihren Augen, daß Er der Allmächtige ist, und werden vergehen vor Furcht und vor dem Warten der Dinge die da geschehn sollen im Himmel und auf Erden. Und Ahasverus, der ewige Jude, wird emporblicken zum Himmel, er wird den Herrn gewahr werden, und in ihm eben denjenigen erkennen, den er früher in Jerusalem gesehen hatte. Und eine ungeheure Angst wird ihn ergreifen; er wird rufen: Wehe mir! Denn nun ist der Herr dennoch gekommen, und sein jüngster Tag ist erschienen! Wehe mir, daß ich nun auch sterben muß! — Und es wird ihm Kraft gegeben werden, alle Städte und Länder zu durchlaufen, und wo er nur Menschen sieht, wird er brüllend ihnen zurufen: Wehe mir! Denn nun ist der Herr dennoch gekom-

men, und sein jüngster Tag ist erschienen. Wehe mir, daß ich nun auch sterben muß!

39. Und die Seelen aller Derer, die von Anfang an die Erde bewohnten, und die nun schon längst in verklärter Gestalt den Himmel bewohnt haben, sie werden auf die Erde herabkommen, und sich an die Orte begeben, wo der Staub, der ihnen sonst gehörte, aufbewahrt wird. Die Engel, die Wächter der Gräber, werden zu ihnen sprechen: Siehe! wir haben euern Staub die Jahrtausende hindurch bewacht. Bald wird er sich erregen, neu belebt durch das schaffende Wort des Herrn; gleich einer schimmernden Wolke wird er hervorschweben aus dem Grabe, wird euch umwallen, euch bekleiden und euch schmücken, und schöner als ihr vom Himmel kamt, werdet ihr in den Himmel zurückkehren! — Und die Seelen werden sprechen: Gepriesen sey der Herr! Seine Gnade ist unermeß-

lich! Er hat dem Tode die Macht genommen, und das Leben und ein unvergängliches Wesen an das Licht gebracht! Und er will, daß der ganze Mensch der Gewalt des Todes entrissen, und nach Leib und Seele wieder hergestellt werde! — Und also werden sich die Engel und die Seelen mit einander unterreden.

40. Und wird geschehen zu derselbigen Zeit, daß ein blinder alter Mann wird anbeten bei den Gräbern der Seinigen. Und wird sprechen: O Herr, ich kniee hier bei dem Grabe meiner Gattin, und neben demselben ist die Stätte die ich bestimmt habe mein irdisches Theil zu empfangen: und sie ist noch immer leer geblieben! Weiter hin sind die Gräber meiner Kinder und meiner Kindeskinder; sie alle sind mir vorangegangen; sie alle hast Du schon aufgenommen in Dein himmlisches Reich: aber ich wandle noch immer hier auf Erden! Ach Herr, ich habe Lust

abzuscheiden und bei Dir zu seyn, was auch viel besser wäre! Herr Jesu, der Du versprochen hast zu kommen, komme bald und erlöse mich! — Und während er also betet, wird es ihm seyn, als höre er das Gelispel des Frühlingswindes in den Zweigen der Blüthenbäume welche die Gräber beschatten; aber es ist nicht das Gelispel des Frühlingswindes, sondern es ist das Gelispel der Reden welche die Engel mit den Seelen der Seinigen führen. Und plötzlich werden ihm die Augen aufgethan werden; und er selber wird dastehn umgewandelt und verklärt; und vor ihm, an eben dem Orte, wo er sie so oft beweint hatte, werden seine Gattin, und seine Kinder, und seine Kindeskinder, dastehn in himmlischer Schönheit. Und er wird seine Augen erheben zum Himmel, und da wird er nicht mehr die Sonne erblicken, sondern den Herrn Jesum, der den ganzen Himmel mit seiner Herrlichkeit erfüllt.

Und die Freude desselbigen alten Mannes wird groß seyn.

41. Und vier Engel werden am Himmel hervortreten mit ihren Posaunen, und werden die Posaunen blasen nach Morgen, Mittag, Abend und Mitternacht. Und Diejenigen, die denselben Tag erlebt haben auf Erden, und ohne zu sterben, umgewandelt sind; so wie die Gestorbenen die auf die Erde herabkamen, auf daß sie mit dem verklärten Staube aus ihren Gräbern wieder umkleidet würden — diese alle werden, beim Klang der Posaunen, die Erde verlassen, und sich erheben, dem Herrn entgegen in die Luft.

42. Und die Erde wird von ihren Bewohnern verlassen, und selbst ihre Gräber werden leer seyn. Durch die weit geöffneten Thüren der Häuser, Palläste und Kirchen wird Keiner weder eingehn noch ausgehn. Die Kronen werden liegen auf seidenem Kissen, und Keiner wird

sie bewachen. Die Goldstücke werden liegen in der eisernen Truhe, und Keiner wird die Hand danach ausstrecken. Die Kleinodien und Gewänder werden liegen in dem Schranke, und Keiner wird sich damit schmücken. Man könnte die ganze Erde durchreisen und man würde keinen Laut einer menschlichen Stimme auf ihr vernehmen. Wie es jetzt stille ist im Zimmer, wo ein Sterbender liegt, so daß man die leisen Fußtritte des Todes zu hören glaubt, der seinem Bette naht: so wird es auch dann stille seyn auf der sterbenden Erde, und nur die Zerstörung der sie geweiht ist, wird mit großen, leisen Schritten auf ihr umhergehn, und aus ihren Schlünden die Flammen hervorrufen, in denen auch sie soll erneut und wiedergeboren werden.

43. Aber Ahasverus, der ewige Jude, wird ganz allein zurückbleiben auf der Erde, nachdem schon ihre Häuser von allen ihren Bewohnern,

und selbst ihre Gräber von dem Staube, den sie bewahrten, ausgeleert sind. Mit gesenktem Blicke, um nicht zu sehen was geschieht im Himmel und auf Erden, und mit entsetzlicher Eil wird er fliehen von einem Orte zum andern und wird den Gipfel eines hohen Berges erklimmen. Dort wird er sich hinwerfen auf sein Angesicht, und die Arme ausstrecken, um die Erde, die unter ihm schwindet, damit zu umfassen. Die Adler werden mit ausgebreiteten Flügeln um ihn her langsam ihre Kreise ziehn; die Gemsen der Berge werden mit unschuldigen, klugen Augen zum Himmel emporblicken, und werden den Lebensodem wittern, der sie anweht; die Kreatur wird sich freuen, daß auch sie frei werden soll von dem Dienste des vergänglichen Wesens. Aber Ahasverus, der ewige Jude, wird liegen auf dem Boden, und wünschen vernichtet zu werden.

44. Und ein Engel wird hervortreten, er wird hinweisen auf Ahasverus, den ewigen Juden, und wird sprechen zu den Seligen und zu den Verdammten: Sehet da einen Menschen, der von der ersten Zukunft des Herrn bis zu seiner letzten gelebt hat. Und ob ihm gleich die Zeit der Buße und der Gnade stets verlängert ward, so hat er doch nicht Buße gethan, weil er meinte, in so vielen tausend Jahren keine einzige Sünde begangen zu haben. — Und die Seligen nicht nur, sondern auch die Verdammten werden erstaunen über den Wahnsinn des Ahasverus.

45. Nun wird Ahasverus anfangen zu sterben. Und wenn er sich im Sterben bekehrt, so wird der Herr, dessen Barmherzigkeit unendlich ist, ihn dennoch verschonen. Wenn er sich aber nicht bekehrt, so wird er hinuntergestürzt werden

in die untersten Tiefen der Hölle; und er, der bessere Lehrer verschmähte, wird daselbst von dem Satan belehrt werden, daß es einen Gott gibt, der sich nicht spotten läßt.

Die
arme Feier des Weihnachtsfestes.

1. „Armuth, sagte Tauler, ist eine Gleichheit Gottes. Was ist Gott? Gott ist ein abgeschieden Wesen von allen Creaturen, ein frei Vermögen, ein lauter Wirken. Also ist Armuth ein abgeschieden Wesen von allen Creaturen. Was ist abgeschieden? Das an nichts haftet. Armuth haftet an nichts, und nichts an ihm.“ Demnach wäre also Gott das ärmste Wesen. Zwar ist er von der einen Seite das reichste Wesen, weil er Alles geschaffen hat, und weil ihm Alles angehört. Aber von der andern Seite ist er auch das ärmste, weil er keinem Wesen oder Dinge unterworfen und von demselben ab-

hängig ist, und weil er sich, niemals in einer Neigung, wodurch er beherrscht wird, sondern immer in freier Liebe, zu seinen Geschöpfen hinwendet.

2. Als das ärmste Wesen hat sich Gott erwiesen, da der Sohn Gottes Mensch ward, denn er hat dadurch gezeigt, daß er an nichts hängt und haftet, nicht einmal an der Herrlichkeit seines Himmels, und daß er Alles aufgeben kann, ausgenommen seine Liebe, die sein Wesen ist, und mit welcher er sich zugleich selbst aufgeben und vernichten würde. Wie die Herrlichkeit des Himmels, so hat er auch die Herrlichkeit der Erde verschmäht, denn er ist nicht in einem reichen Hause geboren worden, sondern von einer armen Mutter, in einem Stalle, wo eine Krippe ihm zur Wiege gedient hat. Und dies ist zwar in den Augen des Fleisches eine Erniedrigung; in den Augen des Geistes aber eine Erhöhung und

Verherrlichung gewesen; denn leibliche Armuth, die nichts besitzt, ist ein Sinnbild der geistigen Armuth, die an nichts hångt, und hat deshalb eine große Würde vor Gott.

3. Die Hirten waren die ersten, welche die Krippe des Herrn anbetend umgaben; und nur wegen ihrer leiblichen Armuth, zu welcher sich auch wohl die geistige gesellte, wurden sie zu dieser hohen Ehre berufen. Nicht einmal den Ausdruck reicher Empfindungen vernehmen wir aus ihrem Munde; sondern, nachdem sie die Botschaft des Engels, und den Gesang der himmlischen Heerschaaren gehört haben, beschrånken sie sich auf die sehr einfachen Worte: Laßt uns nun gehen gen Bethlehem, und die Geschichte sehen, die da geschehn ist. Und auch die himmlischen Heerschaaren, welche singen: Ehre sey Gott in der Höhe, Friede auf Erden, und den Menschen ein Wohl-

gefallen, eröffnen uns zwar einen großen himmlischen Gedanken; aber man muß gestehn, daß sie sich dabei etwas wortarm beweisen.

4. So ist denn die erste Weihnachtsfeier im Geiste der Armuth, und eben deshalb auf das aller herrlichste begangen worden. Die himmlische Gabe erscheint um so größer, überschwenglicher, weil sie nicht mit freudigem Jubel von der Welt begrüßt wird, sondern weil sie sich herabsenkt auf eine in Dunkel gehüllte Erde, wo die Menschen nicht wissen was ihnen widerfährt, und wo auch diejenigen, die etwas davon ahnden, in ihrer Bewunderung verstummen. Auch jetzt, zur Zeit dieses Festes, ist die Erde jedes grünen Schmuckes beraubt, mit Schnee und mit Eis bedeckt; und sie scheint kaum zu spüren, wenn die Weihnachtssonne aufgeht, daß sie von ihren Strahlen beschienen wird.

5. Dessen ungeachtet wird Weihnachten von

unserer nordischen Christenheit nicht im Geiste einer reichen und göttlichen Armuth, sondern mit dem Aufwand eines armen, irdischen Reichthums gefeiert. Wer sollte glauben, daß zu der Zeit, wo das göttliche Kind, von allem entblößt, in der Krippe lag, die Gegenstände des entbehrlichsten Ueberflusses am mannigfaltigsten feil geboten, und am begierigsten gesucht werden! Man will sich gegenseitig beschenken, weil der Himmel die Erde beschenkt hat; und weil der Sohn Gottes ein Kind geworden ist, so will man vornehmlich die Kinder erfreun; aber durch die Fülle der irdischen Gaben wird die himmlische Gabe nicht in's Licht gesetzt, sondern verdunkelt; und die vielen Wünsche die erweckt und befriedigt werden, lassen das Gefühl des Einen großen, geistigen Bedürfnisses weder in dem Herzen der Kinder, noch in dem der Erwachsenen aufkommen. Es ist ein Jammer zu sehn, mit welcher Emsig-

keit christliche Hausfrauen darauf hinarbeiten ihre Gaben am Weihnachtsfeste in einem recht großen Kreise auszustreuen; und wie durch so viel Arbeiten, Wachen und Sorgen die wahre Freude nicht erhöht, sondern verkümmert wird. Denn da das was sie schenken, gewöhnlich etwas selbst im irdischen Sinne, Zweckloses und Ueberflüssiges ist, so kann es nur ein sehr flüchtiges Vergnügen erwecken. In vornehmen und reichen Häusern, wo bei vielen Lichtern, auf vielen Tischen, für viele Personen, unzählige Gaben aufgeschichtet stehn, muß man sich erinnern, daß die Freude darüber zu den hergebrachten Voraussetzungen gehöre; denn in den Zügen der Anwesenden, reichlich beschenkten, wird man sie nicht lesen. Sie scheinen nur froh wenn das blöde Betrachten und Bewundern dieser Herrlichkeiten abgethan ist, und wenn man sich wieder zum Gespräche versammeln kann, bei welchem aber des Weihnachtsfestes mit

keiner Sylbe gedacht wird. Denn hier, wie in vielen andern Fällen, pflegt man gerade von demjenigen was am nächsten liegt, am wenigsten zu sprechen.

6. Besser ward das Weihnachtsfest einst von einem jungen Geistlichen gefeiert, der darüber Folgendes erzählt. Er hatte sich von der Stadt wo er wohnte, nach einem Dorfe begeben, um einen alten Geistlichen, welcher krank war, in den Feiertagen zu vertreten. Die Sonne war eben dunkelroth an dem grauen Himmel aufgegangen, und der Ostwind blies ihm schneidend entgegen, als er sich um zu predigen nach der Kirche begab. Viel Schnee war gefallen, welcher Wege und Felder bedeckte, und hoch auf den Strohdächern der Häuser lag. In der Sacristei war ein kleines Kaminfeuer angezündet, welches aber bald sich in Rauch auflösete und erlosch. Hier setzte er sich, und wollte die zu

haltende Predigt noch einmal schnell in Gedanken wiederholen. Er fing an mit dem Texte. Es waren die Worte: Also hat Gott die Welt geliebt, daß er sein'en eingebornen Sohn gab, auf daß alle die an ihn glauben, nicht verloren werden, sondern das ewige Leben haben. Nun wollte er weiter gehn, und sich auch das was folgte, vergegenwärtigen; aber er fühlte sich immer wieder zu dem Texte zurückgezogen, und konnte nicht darüber hinauskommen. Diese Worte wirkten jetzt so stark, so eigenthümlich auf ihn, daß ihm war, als hätte er sie noch niemals gelesen. Ein bitteres und schauervolles Gefühl ging ihm auf von der Verderbtheit und von dem Elend der Welt; auch in seinem eigenen Herzen fand er nur eine schreckliche Noth und einen gänzlichen Mangel an allem was der Mensch zu seinem Heile bedarf. Und nun sah er den Sohn Got-

tes, durch kein Verdienst der Menschen, durch keine Freude die ihn auf Erden erwartete, angezogen, sondern durch nichts gedrungen, als durch seine unermeßliche Liebe; er sah ihn herabkommen auf die mit Schnee und Eis, ja mit Sünde und Verbrechen bedeckte Erde, um die Noth und das Elend der Menschen zu theilen, und um ihre Armuth in Reichthum und Ueberfluß durch seine himmlischen Gaben zu verwandeln. Er sah, er fühlte, wie er auch an sein eigenes Herz herankam, um es von aller Noth, aller Schuld zu befreien, und mit einer himmlischen Freudenfülle zu überströmen. Beide Empfindungen, die der Armuth und die des Reichthums, die der Noth und die der Errettung, wogten neben einander in seinem Herzen, bis sie sich aus seinen Augen in einen vollen Thränenstrom ergossen. Vergeblich waren nun alle seine Bemühungen auch nur einige Gedanken der Pre-

digt sich in's Gedächtniß zurückzurufen; sie schien ganz vergessen. Also hat Gott die Welt geliebt, die von ihm abgefallne Welt, das von ihm abgefallne, sündige Herz; das war Alles was er sich sagen, was er denken, was er fühlen konnte. Er trat vor den Altar, um das Morgengebet zu lesen, und konnte kaum sprechen vor Rührung. Er kehrte in die Sacristei zurück, und wollte nun einen letzten Versuch mit der Predigt machen; aber es gelang eben so wenig als zuvor.

7. Als er auf die Kanzel trat, sah er, daß höchstens zwölf Menschen in der Kirche waren. Zu einer andern Zeit hätte eine so geringe Zahl niederschlagend auf ihn wirken können; in der Stimmung aber wo er sich befand, war er mit dieser kleinen Versammlung vollkommen zufrieden; ja er hätte nicht ungern vor leeren Wänden und Bänken das Evangelium verkündigt. „Die Ge-

meine ist ja klein, dachte er. Die guten Landleute, die in der Hitze des Sommers eine so schwere Arbeit zu verrichten haben, wollen sich nicht eben auch der Kälte des Winters aussetzen. Sie sind in ihren warmen Häusern geblieben, und können ja auch dort mit den Ihrigen den heutigen Morgen feiern!" Nun fing er an zu sprechen; die Gedanken standen klar vor seinem Geiste; die Worte fanden sich von selbst; seine Stimme kam aus voller Brust und tönte mit ungewohntem Klang; mit jeder Periode wuchs seine Lust und seine Begeisterung; er sah nicht mehr seine Zuhörer, und es war ihm, als spräche er vor dem Herrn ganz allein. Er hat seitdem manche Weihnachtspredigt gehalten; aber er versichert, niemals mit einem solchen Weihnachtsgefühle, das heißt, mit einem solchen Gefühle seiner eigenen Armuth, und des ihm durch Christum zu Theil gewordenen Gnadenreichthums ge-

sprochen zu haben. Nach beendigtem Gottesdienste stellte er sich neben die Thür, durch welche der Wind den Schnee in die Kirche hereintrieb, und grüßte freundlich die bei ihm vorbeigehenden Zuhörer.

8. Als er in die Wohnung des alten Geistlichen zurückgekehrt war, hörte er zu seiner großen Freude, daß derselbe sich an dem Morgen schon merklich besser befunden hatte. Zur Mittagszeit setzte er sich mit ihm an den Tisch, auf welchen nur Eine Schüssel, und nichts als Wasser zum Trinken, aufgetragen ward; denn auch der gute alte Geistliche war arm. Während sie aßen, klopfte es an die Thür, und ein Fremder trat herein; seine Kleidung war von gutem Schnitt und gutem Zeuge, aber sehr abgetragen. „Er reise zu Fuß, sagte er, nach der noch einige Meilen entfernten Stadt; das Geld sey ihm ausgegangen. An wen anders als an den Geistlichen

chen des Orts könne er sich mit der Bitte um ein Mittagsessen wenden?" Er ward freundlich eingeladen Platz zu nehmen; man legte ihm vor, und er aß mit Anstand, und unter geziemenden Reden. Als er dankend aufgestanden war, und sich empfehlen wollte, eilte der alte Geistliche nach seinem Schreibtisch, zog einen Kasten, der sich sehr leicht ziehen ließ, scharrte einige Stücke Geld aus mehreren Ecken zusammen, wickelte sie in ein Stückchen Papier, und schob sie unbemerkt dem Fremden beim Abschied in die Hand. Er war schon eine Weile hinaus; da sprang der alte Geistliche auf, ergriff ein Paar sehr guter Handschuhe, die ihm wohl selber mochten geschenkt worden seyn, und rief: „Wie habe ich auch vergessen können, dem Manne die Handschuhe zu geben! Seine Finger waren ja ganz roth und erstarrt vor Kälte." Der junge Geistliche, welcher Mühe hatte ihn zurückzuhalten,

nahm die Handschuhe, und eilte dem Fremden nach, welcher die eine Hand vorn in dem Rock, und die andere in der Tasche, eilig seinen Weg fortsetzte. Er nahm die Handschuhe dankbar in Empfang, und der junge Geistliche, der ihm nachsah, bemerkte mit Freuden, wie er nun die erwärmten Hände freier bewegen konnte.

9. Den Nachmittag brachten beide Geistliche in ruhigem Gespräche zu. Ihr Gespräch war arm an großer Gelehrsamkeit, deren sich keiner von beiden rühmen konnte; aber der alte war sehr bibelfest, und der junge suchte es zu werden; und ein Geistlicher, der manche Jahre hindurch aus dem Worte Gottes für sich und seine Gemeine Erbauung schöpfte, hat wohl zuweilen einen Gedanken, dessen sich ein Professor der Theologie nicht schämen würde. Der alte ließ sich von dem jungen Text und Thema der heute gehaltenen Predigt angeben, und erzählte ihm

dann ausführlich über welche Texte und Materien er selber am Weihnachtsfeste gepredigt habe. Der junge hörte aufmerksam zu, und erbat sich Belehrungen über mancherlei Gegenstände; denn immer, und heute noch mehr als sonst, war das Gefühl eingebildeten Reichthums ihm fremd, worin die Jugend so oft die Erfahrungen des Alters verschmäht. Als er dem alten Geistlichen gute Nacht gesagt hatte, und in seine Schlafkammer gegangen war, blickte er hinaus in die sternenhelle Nacht, auf die schneebedeckten Hütten; es schien ihm, als ob die göttliche Gnade sich auf alle herabsenke und die Bewohner in ihre Arme fasse; und nach einem inbrünstigen Dankgebete schlief er sanft und ruhig ein.

10. Nach solchen Erfahrungen möchte man glauben, daß die große Weihnachtsgabe sich auf der Folie innerer Armuth und selbst äußerer Dürftigkeit am schönsten entfaltet; und daß El-

tern die mit Mühe einige Wachskerzen und einen Weihnachtsbaum erschwingen, neben dem sie mit ihren Kindern sitzen und geistliche Lieder singen, das Fest schöner und würdiger feiern, als die Mitglieder einer reichen Familie, die sich gegenseitig mit irdischen Gaben übersättigen, wodurch die arme Krippe des Heilands ihnen verdeckt wird.

11. Wollten aber reiche und wohlhabende Eltern das Weihnachtsfest mit ihren Kindern recht schön und erbaulich begehn, so würden sie es, wie es mir scheint, auf folgende Weise anzufangen haben. Am heiligen Abend wird gelesen, was Matthäus und Lucas von der Geburt des Herrn in der Zeit, und was Johannes von seinem Daseyn vor aller Zeit und von seinem Erscheinen auf Erden, berichtet; auch werden einige Weihnachtslieder gelesen oder gesungen. Am ersten Weihnachtstage werden die

Kinder schon des Morgens sehr frühe geweckt, und in das Wohnzimmer beschieden, welches hell erleuchtet ist, und wo sie den Vater und die Mutter finden. Der Vater aber spricht ungefähr also zu ihnen:

12. Heute, geliebte Kinder, preisen wir die unaussprechliche Gnade, daß der himmlische Vater seinen eingebornen Sohn auf die Erde gesendet, und in unser menschliches Schicksal, in Noth und Tod, dahingegeben hat. Seht, ich bin nur ein armer, sündiger Mensch; und Ihr seyd meine armen sündigen Kinder; aber das Herz würde mir brechen, wenn ich Eins unter Euch, für welchen hohen Zweck es auch wäre, zum Opfer dahingeben sollte. Was ich nicht möchte, was ich vielleicht nicht vermöchte, das hat der himmlische Vater gethan, der seinen Sohn viel anders liebt, als ich Euch zu lieben im Stande bin; und der Sohn Gottes, unser

lieber Heiland, der hat gern den Willen des Vaters erfüllt, welcher auch sein Wille ist, und ist arm geworden, um uns reich zu machen. Ja, Ihr seyd alle reich, unermeßlich reich, liebe Kinder, denn Ihr habt alle einen Heiland an dem Sohne Gottes. Aber um zu fühlen wie reich Ihr durch ihn seyd, müßt Ihr innerlich recht arm werden.

13. Ihr seyd innerlich arm, wenn Ihr euch als Sünder vor Gott demüthigt. Ihr habt alle mannigfaltig gefehlt in Gedanken, Worten und Werken; Ihr seyd von mir und von eurer Mutter an eure Fehler erinnert, und auch zuweilen, aber wie Ihr uns bezeugen werdet, immer sehr gelinde, bestraft worden. Es gibt eine Strafe die furchtbar ist, das ist die des Richters im Himmel; sie trifft Körper und Geist; sie ist zeitlich und ewig, und diese Strafe habt Ihr alle verdient. Wollte ich euch davon befreien, und

sie für euch erdulden — ach freilich würde ich gern dazu bereit seyn! — ich vermöchte es nicht; ich würde kaum das was ich selbst verdient habe, ertragen können. Fürchtet nichts, liebe Kinder; Ihr sollt nicht, und ich soll auch nicht gestraft werden. Der Sohn Gottes ist vom Himmel gekommen, und hat die Strafen, die wir verdienten, auf sich genommen und erduldet. Sie können uns nicht mehr treffen; wir sind frei, ganz frei; wir sind erlöset. O liebe Kinder, ich bitte euch, werdet recht arm; fühlet was Ihr für elende, arme Sünder seyd; dann werdet Ihr auch fühlen wie reich Ihr seyd durch eure Begnadigung, durch die Hinwegnahme aller Strafen, die Ihr verdientet.

14. Bei dieser inneren Armuth werdet Ihr auch herzliche Liebe hegen. Der welcher sich reich glaubt, liebt keinen als sich selbst, und seine Empfindungen kehren immer auf sein Ich

zurück. Derjenige aber, der in sich selbst nur einen großen Mangel und eine schreckliche Leere erblickt, der fühlt sich getrieben mit seinen Gefühlen aus dem Ich herauszugehn, und für seine Liebe, deren er sich nicht werth findet, andere und bessere Gegenstände zu suchen. Er findet den höchsten und besten in Gott; zu ihm strebt er empor; er umfaßt ihn in Christo; Gott gibt sich willig ihm hin; ach! und wie reich ist der auf einmal geworden, der Gott und in ihm alles besitzt! Gott senkt sich zu ihm herab, und er kommt nicht allein, er bringt alle Diejenigen mit sich, die in ihm geliebt werden sollen. In Gott, Ihr Kinder, seyd Ihr unserm Herzen nahe, ja ihr wohnet mitten in unserm Herzen. Ihr seyd unser großer Reichthum; und in schreckliche Armuth würden wir gerathen, wenn wir Eins unter Euch verlören — nicht durch den Tod; denn das wäre ja kein Verlust — sondern durch

un=

ungebüßte Sünde, welche allein wahrhaft und für immer trennt. Auch Ihr, lieben Kinder, betrachtet uns Eltern wohl als Euren Reichthum; und nicht mit Unrecht; denn nächst Gott werdet Ihr gewiß von Keinem mehr geliebt als von uns.

15. Bei dieser inneren Armuth werdet Ihr auch nicht an den äußeren Gütern haften. Gott hat euern Eltern so viel ja mehr gegeben als wir für uns und für euch bedürfen; und wir hätten leicht, wie andere Eltern pflegen, Stühle und Tische mit Geschenken für euch beschweren können. Wir haben es nicht gethan; denn Ihr leidet ja keinen Mangel; und durch überflüssige Gaben hätten wir gefürchtet das Verlangen nach Besitz, das sich ohnehin mächtig genug im Menschen regt, noch mehr in Euch zu entflammen. Statt des Vergnügens zu empfangen, haben wir Euch eine bessere Freude bereitet, die Freude zu

geben; und wir hegen zu Euch das Vertrauen, daß Ihr, ungeachtet der Schwäche eures Alters und eurer Erkenntniß, eingehen werdet in den Sinn des Herrn Jesu, welcher gesagt hat: Geben ist seliger als nehmen. Die Weisen aus dem Morgenlande brachten dem Jesuskinde Gold zum Geschenke dar; und was sie an ihm thaten, das sollen wir an den Armen thun, denen der Herr sich gleich gemacht hat, und die wir um Seinetwillen lieben und ehren sollen. Ihr seyd ermahnt worden euch ein jeder eine arme Familie aufzusuchen, und für dieselbe etwas zurückzulegen. Von diesen Ersparnissen, und von dem was wir hinzufügten, sollen nun diese Armen Kleidungsstücke, Wäsche, Bibeln und Gesangbücher erhalten. Jeder unter Euch findet in einem besonderen Bündel, das was für seine arme Familie bestimmt ist. Nehmet es, gehet in ihre Wohnung, klopfet an die Thür, stellet euer Päck-

chen vor sie hin, mit den Worten: Hier schickt der Herr etwas für die Kinder und für die Eltern. Dann geht schnell davon, ohne den Dank abzuwarten, und ohne selbst weiter daran zu denken. Wenn Ihr zurück seyd, wollen wir in die Kirche gehn.

16. Der Abend des ersten Weihnachtstages muß nun ein besonders schöner und froher Abend werden. Die Eltern sind mit den Kindern zusammen; einige Angehörige und Freunde haben sich eingefunden. Erwachsene und Kinder treiben nicht abgesondert ihr Wesen, sondern die Erwachsenen haben es sich zur Aufgabe gemacht, die Kinder zu unterhalten, sollten sie auch selbst darüber zu Kindern werden. Sie spielen mit ihnen kleine Spiele; sie erzählen ihnen köstliche, auserlesene Historien, von denen sie eine gute Sammlung für diesen Zweck bereit halten. Der heiligen Schrift und ihren Erzählungen wird im-

mer der Vorzug gegeben; dann folgen einzelne Züge aus dem Leben frommer Christen, wie die Geschichte der Kirche sie in allen Jahrhunderten so reichlich darbietet. Auch erbauliche Legenden, wie die vom heiligen Georg, und vom heiligen Christoph, werden nicht verschmäht. Kann dann noch ein Weihnachtschoral gespielt und gesungen werden, so wird das einen sehr anmuthigen Schluß machen.

Bayerische Staatsbibliothek München

Gedruckt bei A. W. Schade.

Bayerische StaatsBibliothek

Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Theremin, Franz,

Abendstunden

Berlin 1833

P.o.germ. 2054 l

urn:nbn:de:bvb:12-bsb10129395-2